

Hans Kneifel

Söldner für Rom

ERICH PABEL VERLAG KG-RASTATT/BADEN

TINAMI, KAPPA DIOMED: In dieser Sekunde erreichte die Sonne diesen Teil des Planeten. Von der Eiskappe des nördlichen Poles schoß blendende Helligkeit zurück in den Weltraum. Das Meer schien plötzlich aus sich heraus aufzuglühen wie ein Saphir; ein unirdisches Feuer zeichnete die Brandungslinien der langen Buchten nach. Über der See und über den Kontinenten wichen die Nachtwolken und machten den Bündeln grell im Licht aufstrahlender Wattebällchen Platz. Die Trombe eines Vulkans näherte sich den oberen Schichten der Atmosphäre und wurde dort von einem Jetstrom ergriffen und mitgerissen. Endlos grüne Flächen breiteten sich aus, nachdem der Morgennebel über den Bäumen verschwunden war.

In der dunkelgrünen Flut schimmerten die Farben von herbstlichem Laub, Seen und die Mäander von Flüssen wurden deutlicher und spiegelten das Licht, als der Dämmerungstreifen weiterwanderte. Tinami, der dritte Planet dieser gelben Sonne, war eine bezaubernde Welt.

„Sie werden alle sterben müssen!“ sagte LeRud Conmar hilflos und biß sich auf die Unterlippe. Noch immer mußten sie ohnmächtig zusehen, wie dort unten die Bevölkerung dezimiert wurde.

Nichts regte sich. Die Bewegungen der Wolken und des Terminators gingen lautlos und so langsam vor sich, daß man sie Kaum zu erkennen vermochte.

„Es sind eine Million Siedler, und ich weigere mich, daran zu glauben, daß sie alle verloren sind.“

Areosa Neoguá schüttelte den Kopf mit der bemerkenswerten weißen Mähne.

Der Diskus glänzte wie reines Silber, als er aus dem Kernschatten Tinamis herausraste und mit etwa einem Viertel der Lichtgeschwindigkeit in einer weit geschwungenen Kurve sich dem Verband der fünf 1000-Meter-Schiffe näherte. In der Funkabteilung eines Schiffes schaltete sich ein Visiphon ein. Das bekannte strenge Gesicht des Mannes, der noch immer wie ein knapp Vierzigjähriger aussah, erschien auf dem Bildschirm.

„Bitte, öffnen Sie eine Schleuse und stellen Sie eine kleine Versammlung zusammen. Ich komme an Bord!“ sagte der weißhaarige Mann halblaut.

„Selbstverständlich, Sir. Bitte, kommen Sie an die Bordwand der ROMULUS. Die Schleuse wird gerade geöffnet.“

„Danke!“ schloß Atlan.

Mit einem harten Bremsmanöver und den Steuerbewegungen, die eine perfekte Beherrschung der Maschine verrieten, dirigierte Atlan die Jet an das Schiff heran. Er hatte auf dem Kurzstreckenflug von Quinto-Center bis hierher genügend Gelegenheit gehabt, über den Fall *Tinami* nachzudenken. Das Gefühl, mit dem er das letzte Viertel dieser Aufgabe übernahm, ähnelte dem eines Todeskandidaten. Es ging um das Leben von rund einer Million Menschen der verschiedenen Planeten, von denen diese Kolonie unterhalten wurde.

In Wirklichkeit war Tinami eine Welt des Todes.

Der Tod war lautlos und hatte den wissenschaftlichen Namen eines noch unbekannten Virus. Nach sieben Jahren der behutsamen Kolonisation hatte Tinami zugeschlagen und ein Virus hervorgebracht, das die Menschen tötete.

Als die Landestützen ausgefahren und an den Magnetblöcken festgeklinkt waren, wartete Atlan noch einige Zeit, bis sich die Schleuse wieder mit Atemluft gefüllt hatte. Dann verließ er die Space-Jet und ging auf die Gruppe der Frauen und Männer zu, die ihm mit sorgenvollen Gesichtern entgegenblickten. Er schüttelte schweigend eine Anzahl Hände und fragte dann:

„Wie steht es?“

USO-Spezialistin Neoguá zuckte die schmalen Schultern und erwiderte in nahezu hoffnungslosem Ton:

„Wir haben den Erreger isolieren können. Wir haben bisher fast alle bekannten Gegenmittel ausprobiert.“

„Zwei Drittel davon sind absolut wirkungslos und fördern die Vermehrung, beziehungsweise das Wachstum der Viren noch“, antwortete Conmar. „Kommen Sie, bitte - wir haben alles vorbereitet. Sämtliche Forschungsabteilungen arbeiten auf Hochtouren. Wir warten gerade auf eine Antwort von NATHAN.“

Atlan erschrak. Wenn nicht einmal jene gigantische Maschine im Innern des terranischen Mondes *sofort* eine Antwort wußte, wie konnte er dann annehmen, daß den

wissenschaftlichen Stationen des USO-Verbandes die Entdeckung eines Gegenmittels gelang? Er ging mit energischen Schritten durch die Korridore, folgte der kleinen Gruppe auf ein rollendes Band und betrat schließlich ein kleines Konferenzzimmer. Hier endeten ein paar Hundert Schaltungen, die Verbindungen waren auf alle Schirme der fünf Schiffe geschaltet.

„Also!" sagte Atlan, bestellte Mokka und Calvados und lehnte sich zurück. Er fühlte sich in die Enge getrieben und ahnte, daß seine Anwesenheit absolut sinnlos war. Die grundlegenden Eigenarten und Wurzeln der menschlichen Seele wurden dort auf Tinami bloßgelegt wie bei einer Obduktion. Er verstand, daß die Möglichkeit einer Panik in der Kolonistenstadt gefährlicher war als das unberechenbare Virus. Als einer der Wissenschaftler zu sprechen begann, schüttelte sich Atlan und hörte aufmerksam zu.

Panik auf Tinami! wisperte der Logiksektor seines Verstandes. *Hüte dich, versuche in andere Richtungen* zu denken. Die Erinnerungen, die das Wort „Panik" auslöst, sind furchtbar!

Es war eine alte, und eine leider immer wieder aktuelle Geschichte.

Während Atlan den exotischen Alkohol roch und in der kleinen Tasse umrührte, sah er die erläuternden Bilder über die große Stadt und die ersten Todesfälle. Nachdem die Krankenhäuser von *Tinami Costa* mit dem Problem nicht mehr fertig geworden waren, riefen die Verantwortlichen um Hilfe. Terra schickte sofort zwei Schiffe, und drei USO-Schiffe, die im Anflug auf Quinto-Center waren, wurden von ihm persönlich umdirigiert. Ein sorgfältig geschützter Roboter landete, nahm einen der ersten Toten auf und brachte ihn in eines der Schiffe. Dort gelang es nach kurzer Zeit, den Erreger zu lokalisieren. Virus. *Unbekannt*. Es widerstand allen Versuchen, es mit Breitbandantikörperchen zu vernichten. Hundert Möglichkeiten waren erprobt und verworfen worden, etwa fünfzig Proben befanden sich noch in den Brutschränken und kämpften dort - erfolgreich oder erfolglos - gegen das Virus.

Atlan fragte nach einer Weile:

„Wie verläuft die Krankheit?"

Er hatte sich während der letzten fünfundvierzig Minuten vom Planeten und von der Stadt ein ziemlich genaues Bild machen können. Inmitten eines natürlichen Parks, den Resten eines dichten Mischwaldes, lag die Stadt. Sie verfügte über ein ausgezeichnetes Netz von Versorgungsleitungen, also konnte mangelnde Hygiene völlig ausgeschlossen werden. Rund eine Million Menschen wohnten hier. Die Stadt selbst, Tinami Costa, war sehr ausgedehnt und um ein großes Forum erbaut. Dreißig Kilometer außerhalb, durch eine Schnellbahn und eine breite Straße mit Costa verbunden, lag ein mittelgroßer Raumhafen. Er war verwaist: Der Planet befand sich vorübergehend in Quarantäne.

„In merkwürdiger Weise, Sir", sagte Areosa Neoguá und sah in Atlans Gesicht. Er blickte sie nachdenklich an und hörte, wie der Extrasinn flüsterte:

Der Schiffsname: ROMULUS! Das Bild der Stadt. Wehre dich! Beschäftige dich nicht zu intensiv mit diesem Fall. Du wirst dich erinnern müssen, an... verhindere die erbarmungslosen Erinnerungen!

„Ja", murmelte Atlan und lächelte zerstreut, „auch wenn es nicht so aussieht... ich höre konzentriert zu."

„Einige Tage lang", sagte Areosa, „fühlen sich die Befallenen lustlos und müde. Dann, nach etwa vier Tagen, vergeht diese Phase und wechselt in eine erhöhte Aktivität über. In dieser Zeit, die etwa zehn Tage dauert, ist der Betroffene überaktiv, schuftet wie besessen, vergißt vieles aus der gewohnten Umwelt und ist ungewöhnlich reizbar. Eine deutliche Neigung, sich abzukapseln und abzusondern, besteht jetzt. Ein scheinbar unwichtiger Vorfall, der in normalem Zustand nur ein Schulterzucken hervorrufen würde, kann jetzt zur Explosion führen. Der Infizierte regt sich binnen weniger Sekunden so auf, daß er zum Amokläufer werden kann.

Diese Phase dauert rund fünfzig Stunden und leitet in die Schlußphase über."

LeRud Conmar schloß:

„Die letzte Phase ist der Tod. Er trifft den Amoklaufenden plötzlich, irgendwann im Ablauf der letzten von den rund fünfzig Stunden. Das ist konstitutionell sehr verschieden. Kinder sterben früher, Erwachsene später. Zusammengefaßt sind das die Erfahrungen, die wir über Funk herausbekommen haben."

Atlan nickte.

„Gibt es dort auf Tinami noch einen Fleck, an dem sich die Infektion nicht ausgebreitet hat?“ erkundigte er sich.

„Ja. In der Nähe des Forums. In dem Park dort befindet sich eine große Klinik. Sie ist von Robotern umstellt und auf vielerlei Weise geschützt und gesichert. Die innerhalb der Klinik Beschäftigten scheinen zum Teil noch nicht angesteckt zu sein. Dorthin hat sich auch der noch nicht infizierte Teil der Administration geflüchtet. Wir können sofort eine Funkverbindung herstellen, Sir!“ sagte einer der anwesenden Techniker, der bisher schweigend zugehört hatte.

„Angenommen, jemand sieht sich dort unten um - ist es möglich, daß er als Infektionsträger ausgeschaltet wird?“

„Ja. Wir desinfizieren die Schleuse und den Betroffenen. Er muß allerdings einen leichten Schutzanzug anziehen und ihn unten auf keinen Fall öffnen.“

„Einverstanden“, sagte Atlan und stürzte den Rest Calvados hinunter. „Ich sehe mir alles aus der Nähe an. Sonst kann ich nichts tun; ich bin bestenfalls der Koordinator.“

Er wußte, was er sagte. Bis die Antwort von NATHAN eintraf, konnte noch einige Zeit vergehen. Bis die verschiedenen Proben aus den Wärmeschränken genommen und untersucht waren, mußte man mit einer Karenzzeit von mehr als einem Tag rechnen. Und falls sie Glück hatten und das Gegenvirus synthetisieren konnten, würde noch mehr Zeit vergehen.

Schließlich mußte noch ein Einsatz gestartet werden, in dessen Rahmen man das Stadtgebiet mit dem Gegenmittel besprühte und Massenimpfungen vornahm. Bis zu diesem Zeitpunkt war er wieder hier im Schiff. Er würde es spielend schaffen. Er stand auf und bat:

„Stellen Sie die Funkverbindung her. Ich möchte mit den Verantwortlichen sprechen!“

„Einen Augenblick.“

Zwanzig Sekunden später erhellte sich eine halbe Wand des Konferenzraumes. Das von Sorgen und Angst gezeichnete Gesicht eines Mannes in mittleren Jahren war darauf zu sehen.

„Lordadmiral Atlan ... Sie!“ stieß er hervor, als Atlan auf die Linsen zuging. „Wir sind hier alle wahnsinnig vor Angst. Haben Sie uns etwas zu sagen?“

Atlan nickte bedächtig.

Vielleicht war es lebensrettend, wenn er eine gewisse Beruhigung schuf.

„Wir haben eine dringende Anfrage an das Riesenrechnergerät NATHAN gerichtet und erwarten jeden Moment eine Antwort. Wir testen gerade rund ein halbes Hundert Gegenmittel. Wenn wir etwas entdeckt haben, das das Virus ausschaltet, gehen wir sofort in die Massenherstellung. Ich habe eine Bitte.“

Der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und beteuerte:

„Ja, gern. Sie erhalten ohne Frage jede denkbare Unterstützung von uns. Hier in der Klinik sieht es aus wie in einem Irrenhaus. Die Menschen versuchen sie zu stürmen, weil es hier noch Gleiter gibt, und weil sie sich Wunder erhoffen. Wir kämpfen gegen unsere eigenen Freunde.“

„Ich komme zu Ihnen hinunter“, sagte Atlan. „In einer Jet. Kann ich im Park landen?“

„Ja, natürlich. Wir werden versuchen, Ihnen mit Lähmstrahlen eine Gasse freizuhalten. Wir werden belagert wie im alten Rom, Sir!“

Atlan winkte ab und sagte:

„Erwarten Sie mich bitte in etwas weniger als einer Stunde, ja?“

„Selbstverständlich. Aber bleiben Sie vorsichtig.“

Die Verbindung wurde ausgeschaltet.

Areosa Neoguá ging auf Atlan zu, als dieser unschlüssig die Versammlung verließ und sich nach Technikern oder Männern der Schiffsbesatzung umsah.

An der Tür traf sich die kleine Gruppe. Areosa legte ihre Hand auf Atlans Arm und sagte:

„Sie nehmen mich bitte mit, ja? Ich habe die Untersuchungen von Anfang an geführt und möchte sie an Ort und Stelle studieren. Vielleicht habe ich einen Einfall, der uns etwas helfen kann.“

„Vielleicht“, sagte Atlan mit unbewegtem Gesicht. Hinter seiner Stirn kreisten Gedanken ganz anderer Art. Er fühlte sich an ein weit zurückliegendes Abenteuer erinnert. Auch dort ging es *um* eine riesige Stadt, um die Menschen darin und darum, daß sie binnen kurzer Zeit sterben mußten. Damals ... Er richtete seinen Blick auf die Frau und knurrte:

„Es ist gefährlich. Wir werden mit Lähmwaffen schießen müssen, vielleicht. Jedenfalls sind Sie eine Frau und nicht...“

Sie unterbrach ihn und entgegnete selbstbewußt:

„Ich bin USO-Spezialistin. Sie wissen selber, wie hart die Ausbildung ist, und was wir in Notfällen leisten müssen.“

„In Ordnung“, sagte der Arkonide und winkte die Männer zu sich heran.

„Nehmen Sie Ihr Stethoskop und kommen Sie mit!“

Knapp zwanzig Minuten später befanden sie sich, eingehüllt in die dünnen Anzüge aus nahezu unzerstörbarer Folie, an Bord der Jet. Atlan steuerte, und Areosa saß angeschnallt neben ihm und sah zu, wie der Boden des Planeten sich rasend schnell näherte.

*

Die Bäume zogen sich näher zusammen; die Luft eines klaren Morgens ließ zwischen den herbstlichen Farben des riesigen Parks die Wände und Vorsprünge der Bauwerke weiß und strahlend hervortreten. Die Jet schwebte lautlos über die Wipfel dahin, schwirrte entlang der Balkonreihen, und der Schatten kletterte und fiel über Terrassen und Zwischenräume, über breite Wege aus weißem Kies und über ...

Die Bilder erinnern dich an die Große Stadt, an die Hauptstadt der Welt! Noch hast du Zeit, die grauensvollen Erinnerungen wegzuschieben!

„Die Stadt ist tatsächlich in Aufruhr!“ stellte Areosa fest. In ihrer Stimme fand Atlan ebensoviel Furcht wie Sorge. Er kippte die Jet in Flugrichtung etwas nach vorn und sah durch die transparente Kuppel.

Überall sah er Menschengruppen, die sich von allen Teilen der Stadt auf das Zentrum zubewegten.

Einige von ihnen erkannten die silbern schimmernde Jet, deuteten hinauf und beschleunigten ihre Schritte.

„Wir wissen nicht, wie weit die Infektion schon um sich gegriffen hat“, sagte die Medizinerin. „Unter Umständen sind eine Million Menschen angesteckt und vom Virus befallen.“

Atlan fragte scheinbar ruhig:

„Wie beurteilen Sie die Chancen, daß wir wirksam helfen können?“

„Sehr schlecht“, antwortete sie in schonungsloser Offenheit.

„Die beiden Möglichkeiten deutete ich bereits an. Entweder weiß NATHAN etwas, oder es gelingt uns tatsächlich, mit bordeigenen Mitteln zu helfen.“

„Verdammt!“ sagte Atlan.

Die Jet näherte sich lautlos über dem linken Stück des Parks dem Forum.

Es war eine breite Straße, auf beiden Flanken durch weiße Säulen abgegrenzt. Am Ende dieses Straßenstückes erhoben sich sieben verschieden hohe Ebenen. Sie waren mit Läden ausgestattet, mit Cafes und Kaufhäusern, mit Büros und allen anderen Einrichtungen, die von Menschen gebraucht wurden. Dahinter erhob sich der langgestreckte Block des Gemeindezentrums, Hier waren alle Zweige der Administration untergebracht, hier endete auch die Funkverbindung zur Erde und zu anderen Planeten. Und dahinter, wiederum durch künstliche Teiche mit uralten Bäumen abgetrennt, erhob sich der vierzigstöckige Rundbau des Krankenhauses. Die höchsten Bäume reichten nur bis zum siebenundzwanzigsten Stockwerk. Brücken und Rampen, ein organisiertes Wirrwarr von Treppen und Ebenen, teils bepflanzt, teils mit Plastik verband Forum, Tiefebene und Administration miteinander.

„Ich habe den Eindruck, als ob diese Menschenmasse nur einen einzigen Funken benötigt, um zu explodieren. Es sind zehntausend oder mehr!“ sagte die junge Frau neben Atlan und nestelte nervös an der dünnen Plastikhülle ihres Anzuges. Sie konnten die Hülle schließen und die Klimaanlage in Betrieb setzen, sobald sie die Polschleuse verlassen und die Strahlenprojektoren eingeschaltet hatten, die jedes Virus töten würden.

„Hoffentlich ist nicht die Jet der Funke!“ sagte Atlan, den es bei diesem Gedanken ebenfalls schauderte.

Sie überflogen langsam das Forum. Die zuerst gemachte Beobachtung bestätigte sich schnell. Die Menschen waren aus mehreren Gründen dicht vor einer Panik.

Sie wußten: es gab keine Möglichkeiten, Tinami zu verlassen. Kein Schiff startete, keines würde landen. Sie ahnten zumindest, daß jeder einzelne von ihnen um sein Leben bangen mußte. Atlan betrachtete minutenlang das lautlos brodelnde Chaos der Gedanken und

Empfindungen unter sich und seufzte tief.

„Wir müssen das Gegenmittel finden! Und wenn wir die gesamte Bevölkerung so lange mit Lähmstrahlen baden, bis sie tausend Stunden lang ununterbrochen schlafen!“ sagte er zwischen zusammengepreßten Kiefern.

Der Schatten des Diskus huschte über das flache Dach der Administration, über das Gras, das im leichten Morgenwind die silberfarbenen Unterseiten zeigte, dann sahen Areosa und Atlan den Ring, der sich um das Hospital zog.

„Sie kämpfen!“ stieß die junge Frau hervor.

„Roboter gegen Menschen!“ meinte Atlan. Hunderte griffen die Roboter an, die mit Lähmwaffen um sich feuerten. Auf dem zertrampelten Rasen lagen seltsam verkrümmt und reglos die Angreifer. Aber ganz langsam mußten die Maschinen zurückweichen, denn die Anzahl der Gegner war zu groß, selbst für die positronischen Einrichtungen der Roboter. Der Ring zog sich mehr und mehr zusammen.

„Wie können wir helfen?“ fragte Areosa stockend. Ihre unruhigen Finger tasteten um die Lehnen des Kopilotensessels. Als die die Gefahr erkannt hatte, wußte sie, daß sie Zeugen des Unterganges waren.

„Nur vorübergehend!“ sagte Atlan und betätigte schnell und zielsicher einige Schaltungen. An der Unterseite des Diskus schoben sich Blenden zurück. Der Projektor des Lähmstrahlers, eine selten benutzte Einrichtung dieses Flugkörpers, klappte hervor. Atlan schaltete den Zielschirm ein und steuerte die Jet aus. Der Diskus ging abermals tiefer und schwebte nun etwa fünfzehn Meter über den Köpfen der Menschen und Roboter. Atlan spreizte den Fokus des Strahls weit auseinander und stellte eine Strahlendosis ein, die nur geringfügig über dem Minimalwert lag. Dann glitt die Jet schräg nach vorn. Mit einem nervenzerreißenden Summen begann der Projektor zu arbeiten. Die Roboter waren unempfindlich, aber die wütenden, kämpfenden Menschen zuckten zusammen, sanken in die Knie und fielen übereinander.

„Es ist nur eine Maßnahme zu ihrem Schutz und zu unserem eigenen!“ stellte der Arkonide fest. „Hilfe kann es nicht sein. Ich verabscheue es - aber es bleibt uns nichts anderes übrig!“

Unter der Jet breiteten sich die lähmenden Strahlen aus. Die Gruppen der knüppelschwingenden Menschen brachen auseinander. Einige versuchten zu fliehen, wurden aber von der Strahlung erfaßt und brachen zusammen. Nichts und niemand bewegte sich mehr, als die Jet eine Runde beendet hatte. Aber selbst der Anblick der gelähmten Menschen würde die Masse der Stadtbewohner nicht davon abhalten, weiterhin sinnlose Fluchtversuche aus dem Planetengefängnis zu machen.

„Wir landen dort am Eingang!“ sagte Atlan und deutete nach vorn.

„Ich habe verstanden!“ erwiderte Areosa.

Atlan schaltete den Projektor aus und entsicherte, während er die Jet vorsichtig nach unten bugsierte, seinen schweren Lähmstrahler und schob ihn wieder zurück. Er besaß in seiner weit zurückreichenden Erinnerung weitere Bilder dieser Art - Menschenmassen, die wie tot dalagen. Nur waren sie damals halb zerfetzt gewesen, blutüberströmt und vom Sand der Arena verdreckt. Er zwang die Erinnerung gewaltsam zurück und ordnete an:

„Achten Sie auf den Gesichtsschutz. Und entsichern Sie den Strahler.“

Areosa nickte und stand auf, während die Jet zischend die Landebeine ausfuhr und dicht vor dem vorspringenden Dach des Krankenhauses aufsetzte. Die junge Frau und Atlan klappten die durchsichtigen Kapuzen nach vorn, schlossen die Säume und schalteten die Klimaanlage ein. Die Luft blies die Folien zu Kugeln auf, die um die Köpfe lagen. Atlan schaltete die Maschinen aus und entsicherte die Schleuse.

„Hinaus! Und auf dem schnellsten Weg ins Hospital hinein!“ sagte er.

Sie verließen die Kuppel, schwebten durch den Schacht nach unten und betraten die Polschleuse. Atlan schaltete die verborgenen Projektoren ein, in deren Strahlen sie vor dem Start gebadet werden würden. Die Strahlung verhinderte zudem, daß sich Erreger, mit der eindringenden Luft transportiert, länger als einige Sekunden halten konnten. Leise summend öffnete sich die Schleuse, die breite Leiter schob sich nach unten und setzte auf. Hinter den Glastüren erkannte Atlan, als er schnell die Sprossen hinunterstieg, die unruhigen Silhouetten von Menschen.

„Schneller, Areosa!“ drängte er.

Winzige Funkgeräte übertrugen die Worte.

Er half der jungen Frau die letzten Sprossen hinunter und drehte sich halb herum, als er rechts von sich Bewegungen wahrnahm. Eine Kette von Robotern zog sich zusammen, und aus allen Richtungen strömten Menschen heran. Ein einziger Blick in eines der aufgeregten Gesichter, von Todesfurcht und Aufregung gezeichnet, sagte ihm genug. Er riß den Strahler aus der Schutztasche und feuerte schnell hintereinander viermal, dann verdeckte der Körper des Mädchens das Schußfeld. Ein Stein schwirrte durch die Luft und traf Atlan an der Schulter.

„Sie stürmen den Eingang!“ rief Areosa in heller Aufregung.

Atlan schwieg. Es war wichtiger, die Situation voll zu erfassen. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sah, daß die rasenden Menschen von allen Seiten angriffen. Von dem Platz unter der Polschleuse bis zum Eingang waren es ungefähr fünfzig Meter. Areosa hielt sich mit der Linken an dem Holm der Leiter fest und griff nach ihrer Waffe.

„Schießen Sie! Es geht um unser Leben!“ schrie der Arkonide.

Er feuerte zwischen den Robotern hindurch. Von allen Seiten kamen Knüppel und Steine geflogen. Waren dies lauter amoklaufende Kranke oder nur Menschen, die ihrer Nervosität nachgaben, die keinen klaren Gedanken mehr vor Todesfurcht fassen konnten? Er wußte es nicht. Er duckte sich unter dem Steinhagel und gab in schneller Regelmäßigkeit die Schüsse ab. Überall dort, wo die Menschen den Robotern durchbrachen, trafen sie die Entladungen der beiden Lähmwaffen.

„Ich bin getroffen!“ schrie das Mädchen auf.

Atlan sah, wie zwei Steine von der Leiter oder ihrem Körper abprallten. Ihre Waffe polterte auf den Steinbelag. Dann taumelte Areosa und fiel schwer gegen ihn. Er hielt sie mit dem linken Arm fest und sah, wie sich ihr Gesicht vor Schmerz verzerrte. Eine blutige Schramme zeichnete sich auf der Stirn unter dem Plastikmaterial ab.

„Zurück! Wir versuchen den Eingang zu erreichen!“ keuchte er und zog sich langsam aus dem Schutz der Jet zurück. Schritt um Schritt ging er rückwärts und schoß ununterbrochen. Aber es gab zu viele Menschen. Roboter wurden umgeworfen; man verbog ihre Projektoren mit bloßen Händen und trampelte die Maschinen nieder. Von drei Seiten und entlang der gerundeten Mauer des Hospitals kamen die Menschen. Atlan drehte sich schnell von einer Seite zur anderen. Die Waffe in seiner Hand spuckte ununterbrochen lähmende Entladungen und wurde von Sekunde zu Sekunde heißer. Noch dreißig Meter bis zum Tor. Es wurde bereits entriegelt; auch von dort schoß man. Das Mädchen in seinem Arm zuckte zusammen und sackte dann schlaff in die Knie. Sie war wieder getroffen worden - in derselben Sekunde fühlte der Arkonide am rechten Oberarm einen dumpfen, lähmenden Schmerz. Seine Finger schienen zu vereisen.

Mühsam zwang er sich, den Strahler wieder zu heben. Er gab drei weitere Schüsse ab. Drei Männer mit weit aufgerissenen Augen, leichenfahlen Gesichtern und offenen Mündern brachen dicht vor ihm zusammen, aber eine Gruppe anderer Angreifer setzte über die Bewußtlosen hinweg und näherte sich ihm.

Wieder schoß er.

Dann traf ein Stein seinen Hinterkopf. Er fühlte den Schmerz nur kurz. Die Wellen der Lähmung rasten seinen Körper abwärts, ergriffen die Knie. Atlan taumelte und versuchte, die Besinnung nicht zu verlieren. Aber dann traf ihn ein weiterer Stein, und er spürte nur noch, wie die Bewußtlosigkeit über ihm zusammenschlug.

Sie schienen alle rasend zu sein.

Trotz der Barriere aus Lähmstrahlen, die von den Ärzten aus der offenen Tür heraus aufgebaut wurde, ergriffen die Rasenden den Mann und das Mädchen und schleppten sie, mit sich. Sie rannten durch den Park, liefen durch das Forum und verschwanden irgendwann in einer Tür. Sie schienen kein Ziel zu haben, richteten sich nur nach den Gedanken und Impulsen der dumpfen, unartikulierten Furcht, von denen sie erfüllt waren. Alles geschah nach den Gesetzen des Zufalls.

Sie rannten Rampen abwärts.

Türen öffneten und schlossen sich wieder automatisch.

Lichter flammten auf und erloschen.

Schließlich kamen die Rasenden in einen großen Raum. Sie fühlten unter ihren Sohlen etwas Weiches. Achtlos warfen sie Atlan und das Mädchen zu Boden und wandten sich wieder zur Flucht.

Einige von ihnen erreichten das Tageslicht nicht mehr; die Herzlähmung warf sie tot zu Boden.

Als die Leute aus dem Raumschiff die Meldung erhielten, konnte ihnen niemand auf ihre Fragen antworten.

„Wo ist Atlan?“

*

Irgendwann erwachte er. Tobender Schmerz breitete sich in Wellen in seinem Körper aus. Er bewegte mühsam die Arme und die Beine. Nichts schien gebrochen zu sein. Quer über seiner Brust lastete ein schweres Gewicht, das sich leise bewegte. Er blieb liegen und überlegte.

Dann tastete seine Hand nach der Brusttasche. Die Finger in den dünnen Handschuhen zogen die flache Lampe heraus, suchten den Kontakt - dann glitt der Lichtstrahl nach oben und erfaßte eine weiße Decke. Mühsam setzte sich Atlan halb auf und sah in dem schwachen Licht, daß Areosa über ihm lag. Noch immer bewußtlos. Er begriff jetzt, daß sie von den Angreifern verschleppt und irgendwohin gebracht worden waren. Als er sich umsah, mit den Augen dem Lichtkreis folgend, bemerkte er, daß sie auf einem riesigen Haufen bewußtloser oder toter Menschen lagen.

Ein Leichenhaufen! Die Erinnerungen! Denke nicht daran! schrie der Extrasinn gellend in seinen Gedanken.

Atlan schwankte. Er war entsetzt. Langsam öffnete er den Verschuß der Kapuze. Er dachte nicht mehr daran, daß er sich infizieren konnte. Er schob vorsichtig das Mädchen von seiner Brust. Dann begriff er plötzlich mit einer furchtbaren Deutlichkeit, wo sie sich befanden: sie lagen auf einem Leichenhaufen!

Wie damals!

Du darfst dich nicht an dieses Abenteuer erinnern! schrie der Extrasinn.

Dieser Einwand hatte die genau entgegengesetzte Wirkung.

Atlan fühlte, wie er alle Kontrolle über seine Gedanken und sich selbst verlor. Schlagartig brach ihm der kalte Schweiß aus. Bisher hatte er es trotz zahlreicher Impulse immer wieder verhindern können, daß er sich an das furchtbarste seiner Abenteuer auf Terra erinnern konnte. Jetzt war es zu spät. Er lag auf einem Leichenhaufen. Durch die Öffnung der Kapuze drang der süßlich-stechende Geruch herein. Wie damals, als er erwacht war ... zerschunden, mit Pfeilen in der Brust und ohne... er schauderte, knickte in den Hüften ein und fiel zurück auf die makabre Unterlage.

Zu spät! Die Erinnerung zwingt dich, zu berichten!

Er stöhnte langgezogen auf. Durch dieses Geräusch und die Bewegungen erwachte das Mädchen aus der Bewußtlosigkeit. Sie hörte, wie der Arkonide zu lallen und zu stammeln begann. Zuerst erfaßte sie nur undeutlich, was vorgefallen sein mußte, dann kam sie auch zu sich. Sie entdeckte das Licht, richtete sich auf und schrie vor Entsetzen, als sie sah, daß sie auf dem Brustkorb einer toten, jungen Frau stand.

Dann taumelte sie hinunter, preßte sich gegen die kalte Wand und hörte den Arkoniden reden.

Sie zog ihn von dem Leichenhaufen herunter, erreichte eine Tür und übergab sich, nachdem sie die Folie aufgerissen hatte. Dann kauerte sie sich neben Atlan zu Boden und riß auch die Folie über seinem Gesicht auf. Sie bemerkte voller Erstaunen, daß Atlan sie mit weit offenen Augen anstarrte. Dann, nach einer Weile, klärte sich sein Blick. Er begann zu reden, und das Mädchen hörte zu.

Vor sich einen dunklen, scheinbar endlosen Korridor. Neben sich die Verkleidung einer halbautomatischen Tür. Auf dem Boden die kleine Lampe. Im Rücken einen Leichenhaufen und das Summen der Kühlanlagen. Nach einigen Worten begriff Areosa Neoguá, was hier vor sich ging. Sie erfuhr eine der Geschichten von der plastischen Erinnerung des Arkoniden, ohne dessen bewußtes Zutun formuliert und vorgetragen.

Atlan berichtete:

langen Weg zur Karawanserei, und es würden auch die letzten Tage meines Aufenthaltes auf dem Schauplatz hier sein - ich hatte versucht, die vielen parthischen Kleinkönige zu einigen, um Rom ein Übergewicht in diesem Raum gegenüberstellen zu können. Ein hoffnungsloses Unterfangen! Ich resignierte und versuchte, mich in meiner Maske als Anführer zu der Stelle durchzuschlagen, an der ich meine wenigen technischen Gerätschaften vergraben hatte. Nicht mehr als sechs Tage trennten mich nur noch vom Ende meines Ausfluges.

„Askhan! Hierher!“ schrie einer der Reiter.

Ich beugte mich im Sattel vor, setzte die Sporen ein und preschte entlang der Karawane, deren Endziel Palmyra war. Neben dem kleinen Kaufmann, der auf einem riesigen Schimmel thronte, ritt Avroman und deutete mit dem rechten Arm nach vorn. Dort, im schwindenden Licht des Tages, zeichnete sich das Gelände als scharfe Linie gegen den Horizont ab. Ich starrte die schwankenden Palmen an und fragte mit ausgedörrten Lippen:

„Was gibt es, Avroman?“

Er hob die Schultern und sagte scharf:

„Dort vorn tut sich etwas. Ich habe niemanden erkennen können, aber ich bemerkte Bewegungen. Schließlich sind wir da ...“

„... um Aramys Karawane mit ihren unschätzbar wertvollen Lasten zu bewachen, ich weiß!“ vollendete ich. „Gut, sehen wir nach!“

Wir waren fünfundzwanzig Krieger.

Unsere kleine Truppe stellte den Rest eines Heeres dar, das sich für nur ganz kurze Zeit zusammengefunden hatte. Rom streckte seine Arme wie ein gieriger Polyp nach allen umliegenden Ländern aus. Gallien, Britannien und viele andere Länder. Nur die Parther widerstanden. Rom fürchtete sie sogar, aber nur dann, wenn sich alle Gebietsfürsten verbündeten, würde die Grenze vor den gierigen Römern sicher sein. Ich zog mein Schwert, rückte den Bogen zurecht und winkte den anderen Reitern. Sie verließen ihre Plätze rechts und links von den Lasttieren und den Treibern und ritten auf Avroman und mich zu.

„Habt ihr Römer gesehen?“ krächzte einer der Männer.

Wir alle litten Durst. Bis zur Quelle, die Avroman kannte, waren es noch mehrere Wegstunden. Wir gehörten nicht zu der Truppe der *cataphracti*, wie die schwere gepanzerte Reiterei genannt wurde. Wir waren auch nicht Männer der leichten Reiterei, die fast ausschließlich mit Pfeil und Bogen kämpften. Ich hatte diesen kleinen Trupp ausgerüstet und trainiert. Wir vereinigten in unserer Ausrüstung die Vorteile beider Gruppen.

„Sicher keine Römer; die Bauern und Hirten hätten es gemeldet“, sagte ich.

Wir ritten mit mäßiger Eile auf den Punkt der kargen Landschaft zu, den Avroman gemeint hatte. Ich ritt neben dem schlanken Parther. Wir sahen uns kurz an, dann zog Avroman unter dem Rand des spitzen, mit Fell gefütterten Helms fragend die Brauen hoch.

Auch er wittert die Gefahr! sagte mein Extrasinn.

„Verdammt, Askhan“, murmelte er zwischen zusammengebißenen Zähnen, „ich habe ein dummes Gefühl. Gewiß, ich habe etwas gesehen. Ich halte es für versprengtes Räubergesindel. Und wenn es wirklich Römer sind ...?“

Langsam erwiderte ich, die Augen gegen die letzten Sonnenstrahlen abschirmend:

„Sie werden der Karawane des kleinen Kaufmanns nichts anhaben. Und wir ziehen uns sehr schnell zurück. Schließlich haben wir frische Tiere.“

Ich hob wieder den Arm und deutete dann nach beiden Richtungen. Die anderen Reiter verteilten sich und zogen sich in einer langen Linie auseinander. Die Bogen wurden von den Schultern genommen. Pfeile lagen in den Fingern der Schützen. Langsam ritten wir einen sandigen, mit Felsbrocken und spärlichem Gras übersäten Hang hinauf. Jenseits dieser natürlichen Barriere würden wir ein schüsselförmiges, weites Tal finden, mit Bäumen und Gras für die Pferde.

„Gut. Römer kämpfen nicht in der Nacht!“ sagte Avroman. Er stellte sich in den Steigbügeln auf und rief nach beiden Seiten:

„Seid vorsichtig! Wir haben den ersten Schuß!“

Die Reiter schüttelten als Antwort die linken Arme, die Fäuste, in denen die Griffe der langen Bögen ruhten.

„Schneller!“

Die Pferde griffen stärker aus. Wir stoben den Hang hinauf, direkt in die Sonne hinein. Zwanzig, dreißig Galoppsprünge weiter, und wir erreichten die obere Kante des sandigen

Wallen. Mein Unbehagen verstärkte sich, als ich am Zügel riß und das Pferd anhielt.

„Was hast du?“ fragte mein Freund mit dem kurzen Kinnbart.

„Es gefällt mir nicht!“ sagte ich und spähte unruhig umher. Unter uns lag ein großes, mit niedrigen Büschen, wenigen Bäumen und viel Gras bewachsenes Tal mit elliptischer Ausdehnung. Nichts und niemand war zu sehen.

„Keine Hirten? Das macht mich stutzig!“ knurrte Avroman und setzte sich im Sattel zurecht. In seine Haltung kam etwas Wachstames, Gespanntes. Die anderen Reiter blieben dicht unterhalb des Hügelkammes stehen. Als ich mich umdrehte, sah ich die Schlange der einzelnen Packtiere, die sich zu einer bemerkenswert großen Karawane sammelten. Spezereien und Parfüme, Seidenstoffe und seltene Kostbarkeiten waren in den Lasten; bestimmt für die luxussüchtigen Menschen in Rom. Auch ich ahnte, daß hier vor uns eine Gefahr lauerte. Römer?

Vermutlich nicht. Seit Wochen hat niemand auch nur eine Spur von römischer Reiterei oder Fußvolk festgestellt, behauptete der Logiksektor.

Ich zuckte die Schultern und sagte halblaut zu Avroman:

„Wir sollten vorsichtig vorausreiten. Dort hinten gibt es eine Quelle, und wenn wir sie erreicht haben, ohne daß wir jemanden sehen, dann gibt es bis Palmyra keine Gefahren mehr.“

„Einverstanden, Askhan!“ stimmte er zu.

„Los! Weiter!“

Ich ritt einen ausdauernden Schecken, ein Tier mit schlanken Läufen, einem langen Hals und von einer Schnelligkeit, die die anderen Reiter erstaunte. Alles, was ich brauchte, trug ich in den Satteltaschen oder im breiten Gürtel unter dem Panzer aus blattförmigen Eisenschuppen. Unsere Truppe ritt an und trabte den flachen Hang hinunter. Unter den Hufen der Tiere stob Sand hoch, feiner, ätzender Staub erhob sich von den trocken raschelnden Blättern der wenigen Pflanzen. Zweihundert Meter lang war die Reihe der Reiter, als sie die Zone erreichte, an der feuchter Boden begann. Dort wuchsen mehr Gräser, und die Büsche waren höher. Wir wurden schneller und achteten auf alles, was vor uns lag. Das Licht der Abenddämmerung war noch gut genug, um viel zu sehen. Aber die Schatten störten und täuschten unsere Wahrnehmungen. Wir wußten so viel von Rom - zum größten Teil durch meine Berichte und Schilderungen -, daß wir unser Schicksal voraussehen konnten. Ergriffen uns römische Soldaten, endeten wir in den Fiebersümpfen der Insel Sardinien, in der Arena oder als Sklaven in den Göpelwerken.

„Also doch keine Römer!“ rief Avroman und nickte. „Mann des schnellen Schusses“, rief ich unterdrückt zurück, „gib acht. Überall dort, wo man Römer nicht vermutet, sind sie bestimmt.“ „Bei Astarte!“ sagte er verbittert. „Du hast recht.“ Einige Zeit ritten wir weiter. Wir befanden uns vier oder fünf Bogenschüsse rechts vom Karawanenweg entfernt. Wir kürzten ab, während der kleine Händler eine Biegung ausreiten mußte mit seinen schwerfälligen Tieren. Im Schatten und im Gras, zwischen den Büschen und hinter den gelbweißen Felsen sahen wir keine einzige Spur. Vor uns war in den letzten Stunden oder sogar Tagen niemand hier gewesen. Auch keine Tiere, und das machte uns stutzig. Unmerklich waren Avroman und ich schneller geworden und ritten an der Spitze einer Formation, die einem lateinischen V ähnelte.

Meine Unruhe steigerte sich nicht mehr.

Niemals hatten wir den Fehler begangen, die Römer zu unterschätzen.

Weiter.

Wir ritten in gerader Linie auf die Quelle zu. Das heißt, Avroman ritt voraus, und wir folgten ihm. Er schien hier jeden Felsen und jeden Baum zu kennen. In diesem Gebiet war es von lebenswichtiger Bedeutung, so oft Wasser zu finden, wie es die Tiere und wir Menschen brauchten. Noch während wir darüber nachdachten, hörten Avroman und ich gleichzeitig über dem dumpfen Trommeln der mehr als hundert Pferdehufe und über dem Knirschen des Leders einen Laut.

„Römer! Gefahr! Zurück!“ schrie Avroman gellend.

Die Reiter duckten sich auf die Hälsen der Pferde nieder, rissen an den Zügeln und bogen scharf nach rechts oder links ab. Vor uns, die wir weit vorn ritten, tauchte eine eng aufgeschlossene Reihe römischer Kavallerie auf. Das Licht flimmerte auf den Spitzen der Helme. Wir reagierten schnell; unsere Pfeile flogen surrend von den Sehnen und bohrten sich

in die Brust der Römer. Dann rissen wir die Pferde herum. Die Römer schrien etwas, das wir nicht verstanden, dann griffen sie an. Sie schlugen mit den flachen Seiten der Schwerter die Pferde und ritten hinter uns her.

„Zurück! In die Wüste! Wir locken sie in den Tod!“ schrie Avroman laut. Er ritt in unserer Spur zurück. Ich folgte ihm und griff über die Schulter. Die dreikantige Pfeilspitze scharfte entlang des Schildes, der meinen Rücken deckte. Dann ließ ich die Zügel los, drehte mich herum und schoß gezielt dreimal. Hinter uns fielen drei Römer aus den Sätteln. Rechts vor uns schlugen mehrere römische Soldaten einen Parther aus dem Sattel; sein Pferd schleifte ihn durch Büsche und über Felsen.

„Nach Carrha, Askhan!“ rief mein Freund, der ebenfalls aus der typischen Position der Parther schoß, noch während der Flucht ein tödlicher Gegner. Ich setzte die Sporen ein, und der Schecke wurde abermals schneller. Mit rasendem Galopp hetzte ich im Halbdunkel der Abenddämmerung zwischen den Felsen hindurch. Die Römer mußten uns gesehen und uns aufgelauert haben. Etwa zwanzig Reiter machten sich an die Verfolgung von uns zwei Reitern. Vermutlich hatte der Zenturio erkannt, daß wir die Anführer waren.

„Auf getrennten Wegen!“ rief ich zurück und ließ die Sehne los. Der Römer, der mich fast erreicht hatte und mit dem Speer ausholte, griff sich an die Brust, knapp oberhalb des Gürtels, dann sackte er seitwärts aus dem Sattel. Ein Pferd rammte den fallenden Körper.

Als ich die Linie erreichte, an der sich Büsche und Gras trennten, sah ich auf dem Kamm die Köpfe von Pferden. Sekunden später preschten zehn oder zwölf Römer über die Barriere und galoppierten auf uns zu. Pfeil um Pfeil verließ die Sehnen unserer Bögen.

Ich riß das Pferd nach rechts herum. Ich mußte die beiden Reihen der Reiter ausschalten. Sie griffen von vorn und von hinten an. Mit drei Schüssen holte ich die Männer aus dem Sattel, die mir am nächsten waren. Dann floh ich in die Richtung des Karawanenweges zurück.

Ich ritt scharf die flache Anhöhe hinauf. Ich mußte aus diesem Todeskessel herauskommen. Ich preßte mich eng auf den Hals des Schecken, setzte die scharfen Sporen ein und schlug das Tier mit den langen Enden des Zügels. Dann wandte ich mich halb um und sah, daß meine Verfolger abbogen und auf meiner Spur weiterritten. Sie hatten mich nicht aus den Augen gelassen, aber mein Vorsprung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Wenn ich zusammenrechnete, so schienen mehr als hundert römische Reiter uns aufgelauert zu haben, hier, weit von der Grenze des *Regnum Parthorum* entfernt.

„Schneller!“

Ich erreichte den Hang, das Pferd sprang in einem mächtigen Satz darüber hinweg und wirbelte mit den Hinterbeinen eine Sandwolke hoch. Ich taumelte im Sattel, fand mein Gleichgewicht wieder und riß einen der Pfeile mit den panzerbrechenden Spitzen aus dem langen Köcher. Sofort lag das Projektil auf der Sehne, und ich drehte mich im vollen Galopp um. Eben sah ich, wie zwei weitere Parther aus den Sätteln fielen, getötet von den Speeren und den Hieben der kurzen römischen Schwerter.

Sie wollen eure Truppe aufreiben. Vielleicht nur, um Gefangene, Sklaven, zu machen und nach Rom zu schaffen! sagte der Extrasinn.

Jetzt ritt ich über die breite Spur der Packtiere. Die Karawane war ruhig weitergezogen; niemand schien unser verzweifelter Gefecht bemerkt zu haben. In der halben Dunkelheit sah ich, wie sich aus der helleren Umgebung der Wüste oder Halbwüste um mich herum dunkle Punkte erhoben und näherten. Mit meinen Verfolgern zusammen bildeten sie einen Kreis.

„Verdammt! Eine vollkommene Falle!“ rief ich wütend und überlegte, was zu tun war.

Ich wurde etwas langsamer. Die Atemzüge des Pferdes begannen schon, keuchend zu klingen. Dann wußte ich plötzlich, wie ich aus dieser tödlichen Falle entkommen konnte. Ich drehte mich um, schätzte die Geschwindigkeiten und die einzelnen Positionen der etwa vierzig Reiter ab und erkannte klar, daß sie um mich einen Ring schließen wollten. Avroman konnte mir nicht mehr helfen, und ich ihm auch nicht - einige Tage vor dem Ende dieser meiner mißglückten Mission erreichte mich dieser Zwischenfall.

Ich wartete, scheinbar ein in die Enge getriebenes Wild...

Dann, als der Radius des unregelmäßigen Kreises nicht mehr als hundertfünfzig Galoppsprünge betrug, begann ich zu handeln. Ich ritt mit schärfster Gangart auf eine bestimmte Stelle des Kreises zu, zwischen die beiden Reiter mit den weißen, wippenden Helmbüschen. Meine Schecke schien zu wissen, welche List ich anwenden wollte. In einem

gleitenden Galopp schienen die Hufe den Boden nur noch ganz leicht zu berühren. Dann schwirrte der erste Pfeil von der Sehne. Das halbe Dunkel war mein Freund - ich drehte mich um neunzig Grad und jagte das Geschoß einem Reiter links von mir in die Brust. Dann fiel der zweite Römer. Ein dritter Pfeil schnellte los, und dreißig Sprünge vor den näher kommenden Reitern ging mein Pferd in eine scharfe Kurve, warf eine Sandwolke auf, als es wie rasend mit den Läufen schlug; der Sand raubte den Angreifern für lange Momente die Sicht. Ich donnerte auf die Lücke zu, die meine Pfeile gerissen hatten. Zwei der Reiter, die meine List im letzten Moment erkannt hatten und auf mich zuritten, schoß ich aus den Sätteln. Dann passierte ich den Ring der Verteidiger und galoppierte hinaus in die Wüste, die dunkler und dunkler wurde.

Ich richtete mich im Sattel auf, lächelte kurz und ließ den kühlen Wind um mein Gesicht fächeln. Im gleichen Augenblick stolperte das Pferd und wieherte grell auf. Noch ehe ich meine Füße aus den Steigbügeln reißen und mich zusammenrollen konnte, flog ich in hohem Bogen aus dem Sattel.

Ich schlug auf, rollte zur Seite und schlug mit dem Kopf mit voller Wucht an einen Felsen.

Das letzte, was ich sah, waren drei römische Kavalleristen, die auf mich zuritten. Dann wurde ich bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, war ich gefesselt. Ich lag neben einem Lagerfeuer, meine Handgelenke waren an einen gebrochenen Lanzenschaft gebunden. Man hatte mir alles abgenommen, was ich besaß; nur noch die Stiefel und die Kleidung konnte ich spüren. Und als ich mich bewegte, auch mein eisernes Amulett - den getarnten Zellschwingungsaktivator.

Du bist gefangen! Du hast im Augenblick keine Chance, zu dem Versteck der Gleitersteuerung oder des Gleiters zu kommen. Versuche, auf dem Weg nach Rom zu entkommen! sagte mein Extrahirn.

Das alles wußte ich selbst.

Eine Stimme, die einem angetrunkenen Römer gehörte, sagte zwischen den Zelten hervor: „Dieser weißhaarige Parther hat fünfzehn unserer Männer getötet! Sie werden ihn auf der Galeere in Streifen peitschen!“

Ich wußte, daß ich kurz vor dem Ziel gestolpert und in eine Falle geraten war, aus der mich nur ein wunderbarer Glückszufall befreien konnte. Mein Körper schmerzte an allen Stellen, an denen mich die Stiefel und Lanzensäfte der Römer getroffen hatten.

„Marcus Vinicius wird einen solchen Kämpfer als Gladiator brauchen können!“ sagte ein anderer Zenturio.

„Bei Zeus! Und die anderen Parther?“

„Sechs sind tot. Die anderen geflohen. Wir haben die Anführer - jedenfalls!“

Am anderen Tag, nach einem dürftigen Essen und einigen Peitschenhieben, brachten sie mich, an ein Pferd gebunden, in die nächste Garnisonsstadt. Wiederum vier Tage später sah ich, eingekelt in einen Haufen Gefangener und begleitet und scharf bewacht von verwundeten und abgelösten Soldaten, die Masten der Galeere im Hafen schaukeln.

Die Falle war zugeschlagen!

3.OSTIA, NAHE ROM:

Ich haßte diese Stadt. Ich haßte die Menschen, die sie bewohnten. Ich haßte die Art, wie Rom als neue Hydra ihre Köpfe nach allem ausstreckte. Es gab einen Mann, den ich noch mehr haßte - das war der dunkelhäutige, fette Kerl, der auf der Planke des Zwischenganges hin und her ging und uns mit seiner Peitsche prügelte, wenn wir seiner Meinung nach die gewaltigen Ruder nicht kräftig genug durchzogen. Wir alle waren an das Schiff gekettet, das jetzt die Leuchtfeuer und die Rauchsäulen der äußersten Hafenpunkte passierte.

Von Antiochia bis hierher hatten wir, mit nur einem Tag Ruhe, ununterbrochen gerudert.

Vier Männer waren an Entkräftung gestorben und den Haien vorgeworfen worden. Aber in wenigen Stunden würde das Rudern aufhören - vielleicht nur deshalb, weil wir den Hafen der Stadt Rom erreicht hatten und eine neue Teufelei auf uns wartete.

Oder auf einen Teil von uns.

„Ich hoffe, daß ich in meinem Leben niemals wieder ein Schiff sehe!“ flüsterte ein

ausgemergelter Syrer neben mir. Wir wußten inzwischen fast alles voneinander; ich hatte ihm gesagt, daß ich ein wandernder Söldner sei.

„Ich hoffe, daß ich in einer dunklen Gasse den Mann mit der Peitsche sehe“, sagte ich ebenso leise. „Mein Dolch ist ihm sicher.“

„Unnötig. Die anderen hier zerreißen ihn mit bloßen Händen in Fetzen!“

Das Schiff näherte sich der Mole. Kommandos ertönten. Die Ruder wurden eingezogen, das Schiff wurde vertäut. Wir waren am Ziel. Für jeden von uns auf diesem Schiff, an oder unter Deck, sah dieses Ziel anders aus. Für die meisten hieß es: Tod.

„Du willst flüchten?“ fragte der Syrer.

„Ich versuche es!“ stimmte ich zu.

Einen Tag später wußte ich, daß an eine Flucht nicht zu denken war. Ein schwarzhaariger Römer betrat den Raum der Ruderer und rümpfte die Nase, als er den Schweißgestank einiger hundert Menschen roch. Er ging auf der Planke entlang und musterte uns schweigend.

„Das ist Vinicius. Marcus Vinicius, genannt der Schlächter!“ sagte mein Nebenmann, als Marcus außer Hörweite war.

Er kam zurück und deutete auf etwa fünfundzwanzig von uns.

Der letzte, auf den sein ringgeschmückter Zeigefinger deutete, war ich.

„Bringt sie nach oben. Ich werde mir einen kleinen Triumph gönnen!“ sagte er.

Ich starrte den „Schlächter“ schweigend und mit ausdruckslosem Gesicht an. Ein scharfer Peitschenhieb traf mich, als sich der Schlüsselträger bückte und vorsichtig, geschützt durch die Lanzen einiger Zenturionen, die Kette löste. Nacheinander standen mit zitternden Knien fünfundzwanzig Männer auf und wurden hinausgebracht. Wir taumelten und blinzelten, als wir das Deck erreichten und uns im hellen Licht des Vormittages befanden. Ein stechender Geruch nach gebratenem Fisch, der von einem der vielen Lagerhäuser Ostias herüberwehte, ließ unsere Mägen knurren. Ich hielt mich, wie ich hoffte, unauffällig im Hintergrund und musterte die Erscheinung des Vinicius sehr genau.

Ein großer, kräftiger Mann. Er sah in der funkelnden Rüstung nicht schlecht aus, aber unverkennbar waren Grausamkeit und Härte in seinem Gesicht. Er war glattrasiert, und daher war seine Gesichtshaut gerötet. Etwa vierzig Jahre alt, etwas zuviel Fett, aber ein Stier von einem Mann. Wenn er wütend war, würde er einen Mann mit einem einzigen Faustschlag töten können. Vielleicht hatte ich irgendwann einmal Gelegenheit, ihm zu beweisen, was ich von ihm dachte.

„Ihr Gesindel“, sagte er mit verachtungsvoller Stimme zu uns, „werdet jetzt wieder angekettet. Ihr werdet meinem Wagen folgen. Wenn einer stolpert - und ich rate keinem, zu stolpern oder gar umzufallen -, wird er so lange gepeitscht, bis er weiterlaufen kann. Los jetzt, mein Wagen wartet!“

Ehe wir über eine wippende Planke getrieben wurden, hörte ich noch, wie ein betrunkenen Legionär lallte:

„Und mein Vater, er hat leibhaftig gegen Vercingetorix gekämpft!“

Mein Einzug in Rom war mehr als bitter. Ich selbst, ein ausgemergeltes Etwas mit wucherndem Bart, ungewaschen und mit vielen entzündeten Wunden von Insektenbissen, mit den Striemen der Peitsche auf dem Rücken, halb verhungert, halb verdurstet, mit zerfetzten Stiefeln und vor Dreck starrenden Kleiderfetzen, mit blutenden Handflächen, war mit den Handgelenken an eine Kette gefesselt, die durch einen Ring an meinem Hals führte. So trottete ich als siebzehnter in einer langen Reihe von Gefangenen hinter dem prächtigen Gespann des Vinicius dahin. Die engen, lärmefüllten Straßen der Millionenstadt hallten wider von dem Geräusch der Felgen. Kinder und Sklaven starrten uns neugierig an.

Zwei Stunden lang taumelten und stolperten wir durch die stickigen Straßen, dann schien Marcus Vinicius sich genügend lang gefreut zu haben. Wir wurden von seinen Männern in ein Gefängnis getrieben, wo man uns in übelriechende Zellen sperrte, in denen Ratten, stinkendes Stroh, Feuchtigkeit und der Abschaum aller römischen Provinzen auf uns warteten.

Als ich meinen Kopf drehte und mich gegen die triefende Mauer lehnte, sah ich in das Gesicht des Syrsers.

„Askhan, verzweifle nicht. Noch haben wir unser Leben!“ sagte Ktesios.

„Das ist immerhin etwas“, murmelte ich. „Andere haben noch weniger.“

Ich wurde müder und müder. Und hungriger. Tiefe Verzweiflung überfiel mich.

Mit Ausnahme des Aktivators war ich aller meiner Möglichkeiten beraubt. Ich besaß nur noch meinen Lebenswillen, einen Rest von Kraft rätselhafter Herkunft; ein Gefühl der Todesahnung ergriff von mir Besitz. Ich befand mich am äußersten Ende der sozialen Skala dieses arroganten, bösen Volkes, dieser verschwenderischen und häßlichen Stadt. Meine Gedanken vollführten einen wilden Totentanz, wenn ich an die Stationen seit dem Tag des Entschlusses dachte, an dem ich meine Mission abbrechen wollte. Hätte ich es doch getan!

Versuche zu schlafen. Du bist schon aus übleren Situationen herausgekommen, drängte der Logiksektor.

Tatsächlich schaffte ich es, einzuschlafen.

Meine letzten Gedanken beschäftigten sich mit meinem Abenteuer vor Troja. Ich hätte Aicta Demeter nachreiten sollen, damals... Dann wäre ich glücklicher gewesen. Langsam, mit jedem Atemzug, schien mein ausgemergelter, geschundener Körper neue Kraft zu schöpfen.

Ich ahnte nicht, daß sich die Waagschale des Schicksals jetzt, in diesem Augenblick, zu heben begann.

4.

ROM, PALAST DES NERO: Das Fest war in vollem Gang. Die *Hora duodecima* war vorüber, die sechste Stunde nach Mittag. Claudius Drusus Germanicus Nero sah den tanzenden Mädchen aus Gades bei ihren lüsternen Bewegungen zu, einen Becher voller mulsum, Honigwein, in den kurzen Fingern. Er winkte nach links, und ein Page neigte sich zu ihm.

„Dieser aufgeblasene Kerl, der Vinicius — ich habe seinen Namen, glaube ich, bereits gehört. Ist er hier?“

Nero war betrunken, wie so häufig. Aber sein Verstand funktionierte noch immer mit überraschender Klarheit. Er sah alles durch einen Nebel, und bald würde er das Fest für kurze Zeit verlassen und die Speisen und den dicken Wein wieder herauswürgen müssen.

Der Page sagte leise:

„Cäsar, der Mann, dessen Name du nanntest, liegt dort auf dem lectus.“

Er deutete diskret an den halbnackten Mädchen vorbei auf einen Römer in sorgfältig geordneter Toga, der mit einem braunhaarigen Mädchen schäkerte und seine Finger auf ihrem Hals entlangwandern ließ.

„Hole ihn her. Er kam aus Antiochia, nicht? Von den Parthern, nicht?“

„So ist es. Er trieb Gefangene mit sich.“

„Aha. Hole ihn. Gleich!“

Nero zwickte den Pagen ins Ohr und lachte. Dann stellte er einen Fuß auf den Marmor des Bodens, rülpste und trank wieder einen Schluck Wein. Er zerkrümelte achtlos ein Stück Gebäck, dessen Reste auf das zinnoberrote Sägemehl auf dem Boden rieselten. Es war das hundertsiebente Jahr nach dem Tod des Gajus Cäsar, und Nero fühlte sich wohl. Er hatte seinen Stiefbruder Britannicus vergiftet, hatte seine Mutter Agrippinna ermorden sowie die Gattin Octavia töten lassen und Poppaea Sabina geheiratet; von einer Verschwörung wußte er nichts. Es war ein schönes, wenn auch anstrengendes Leben. Wenn nur diese verdammten Regierungsgeschäfte nicht wären. Man müßte etwas tun. Vielleicht ein Gespann bei den olympischen Spielen lenken, dachte er, als er sah, wie sich der Tribun erhob und zwischen den niedrigen Tischen und den Sitzbetten auf ihn zukam. Er bezeugte ihm die Ehren und wartete.

„Erfolgreich gewesen, Marcus Vinicius?“ fragte Nero lauernd. Sicher hatte der Mann aus dem Partherreich etwas Originelles mitgebracht.

„Ziemlich. Die Grenze, o Cäsar, ist ruhig. Wir haben noch in den letzten Tagen vor meiner Abreise einen parthischen Trupp aufgerieben.“

Nero lächelte ihn an. Schweiß lief über sein Gesicht.

Wenn Cäsar lächelt, dachte der Krieger, dann plant er eine Teufelei.

Er atmete langsam und bemühte sich, ruhig zu bleiben.

„Einen parthischen Trupp, nicht? Du hast, wie ich hörte, einige der Kreaturen an einer Kette hinter deinem Wagen laufen lassen?“

Marcus verbeugte sich.

„Es war der schnellste Weg zum Gefängnis. Fünfundzwanzig Männer. Parther und Syrer. Und andere. Sklaven und Material für die Arena. Ad bestias.“

Nero wedelte mit der Hand und verschüttete Honigwein auf sein kostbares Gewand. Die vielen Ringe an seinen dicken Fingern funkelten im Licht der zahlreichen Öllampen.

„Das überlasse mir, Tribun. Etwas darunter, das ich brauchen könnte?“

Marcus zog die Schultern hoch, ordnete verlegen eine Falte der Toga und sagte leichthin:

„Vielleicht ein riesiger Mann, mehr als dreißig Jahre alt, der in einer halben Stunde fünfzehn der besten berittenen Krieger tötete.“

Nero ließ beinahe seinen Becher fallen und sagte mit gefährlicher Schärfe:

„Und...?“

Marcus wußte nicht, ob und wann er die richtigen Antworten gab.

Er überließ sein Glück den Göttern und erwiderte leise:

„Ich habe ihn an die Galeere gekettet. Er hat, unterstützt von einigen Peitschenhieben, tüchtig gerudert. Ich dachte, ihn dir zu schenken, wenn ich ihn aus dem Gefängnis geholt habe. Er wird ein guter Gladiator werden. Ich denke ...“

Nero starrte den Mann, der einmal für die Stelle des Proconsuls vorgeschlagen worden war, schweigend an. Marcus fühlte, wie er gleichzeitig fror und schwitzte.

Er blickte in das weiche, runde Gesicht des Cäsars, und Furcht überkam ihn.

„Im Gefängnis?“

„So ist es, Cäsar.“

Nero zog ein Mädchen an sich, das gerade an ihm vorbeitanzte und ihm einen lüsternen Blick unter langen schwarzen Wimpern zuwarf. Das Mädchen setzte sich auf seine Oberschenkel und wartete schweigend. Sie zitterten alle vor ihm.

„Fünfzehn Männer in einer halben Stunde? Du hast einen Gott gefangen, Marcus!“

„Nein. Nur einen weißhaarigen Parther, der alle Strafen schweigend erduldet und noch immer lebt.“

Nero sagte mit brutaler Deutlichkeit:

„Du bist ein Kretin, mein Lieber. Du willst Proconsul werden und weißt nicht einmal, was du zu tun hast. Ein Mann, der in solch kurzer Zeit - was ist er, sagtest du?“

„Söldner, der für *Regnum Parthorum* kämpfte, Cäsar!“ erwiderte Vinicius und bemühte sich, Nero das Zittern seiner Hände nicht zu zeigen.

„Ein solcher Mann muß für Rom gewonnen werden! Für mich, für Cäsar. Für unsere Sache! Du hättest ihn auf deinem dreckigen, schleichenden Schiff mit afrikanischen Feigen, Hammelnieren und braunkrustigen Frischlingen bewirten sollen! Du hättest ihm die schönsten Sklavinnen auf das sternenbeschiedene Deck legen und ihn mit Wein aus Marsala oder Falerner bewirten sollen. Du bist und bleibst ein unfähiger Narr, Marcus. Es tut mir leid, dir dies sagen zu müssen. Hast du gut gegessen?“

Vinicius nickte schweigend. Er wurde abwechselnd bleich und feuerrot. Er wußte, wenn Cäsar scherzte und sarkastisch wurde, unter Umständen Köpfe rollten oder Männer in die entlegensten Provinzen geschickt wurden. Er schluckte und erwiderte:

„Ich habe gefehlt, Cäsar. Was befiehlt du?“

„Bringe ihn her! Eile dich, wenn du morgen noch deinen Rang besitzen willst.“

Marcus senkte den Kopf und verließ langsam den Saal, in dem das Fest ungehindert seinen Fortgang nahm. Niemand sah ihm nach, nicht einmal das Mädchen, das die gierige Hand Neros auf der Haut spürte und plötzlich fror.

„Er ist ein gutaussehender Narr, nicht?“ fragte Nero und kicherte.

„Er hat einen scheußlichen Akzent. Und einen Weinleck auf der Toga“, sagte das Mädchen. Sie stellte nur einen winzigen Teil derjenigen Truppe von Mädchen und Knaben dar, Tänzern, Musikanten, Rezitatoren und Sklaven, die das Fest verschönern sollten. Wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie vergessen. Neros Feste zogen magisch alles und jeden an, der in Rom Zerstreungen einer höheren Stufe suchte, was gleichbedeutend mit größerem Raffinement war und mit Perversion.

Nero war auf diesen Mann gespannt, der Rom innerhalb kurzer Zeit fünfzehn Männer gekostet hatte. Er, der Cäsar, würde versuchen, sich dafür zu rächen, indem er den Barbarensöldner mit Aufträgen beschäftigte, die ihn im Auftrag Roms umbrachten. Sehr langsam, fein abgestuft und mit Delikatesse. Der Cäsar war im Ersinnen neuer Scheußlichkeiten ebenso geschickt wie im Ausdenken solcher Aufträge. Sein Einfallsreichtum übertraf bei

weitem sogar den der beiden Gallier, die zu Julius Cäsars Zeiten Rom heimgesucht hatten. Ihre Kraft und der Barde, den sie mitbrachten, erschreckten die Gladiatoren im Circus Maximus ebenso wie der schauerliche Gesang des Bardens die wilden bestias.

„Bringt mir noch etwas von den Trüffeln und den gewürzten Pilzen!“ schrie Nero und schleuderte seinen Becher nach einem Küchensklaven.

Nicht ganz eine Stunde später kam ein Page und sagte, Marcus Vinicius warte mit dem Barbaren. Nero brauchte nicht mehr zu überlegen. Er sagte leise, hinter vorgehaltener Hand:

„Er soll ihn auf das Podium der Musiker bringen. Und dann bitte ich mir Stille aus - ich will reden!“

Das hätte dieser vertrocknete alte Narr sehen sollen, sein einstiger Lehrer, Lucius Annaeus Seneca, dessen Bruder Julius Gallio ein Proconsul in Korinth war. Nero grinste in sich hinein.

*

„Vorwärts, du Kretin!“

Ich erhielt einen Stoß mit dem Knie in den Rücken und taumelte aus der Kammer heraus. Wir gingen schnell an prächtigen Säulen vorbei, an Reihen von weißen Statuen, an vergoldeten und bemalten Wänden von barbarischer Pracht. Der Lärm, der Geruch und die Musik eines Festes mit vielen Personen schlugen mir entgegen. Plötzlich überfielen mich Hunger und Durst. Ich taumelte und konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.

Atlan! Kristallprinz aus dem Geschlecht der Gonoza! Raumadmiral - beherrsche dich noch kurze Zeit! beschwor mich mein Extrasinn.

Ich atmete mehrmals durch und beherrschte mich. Zwei Vorhänge glitten zurück, und ich sah in einen runden Saal hinein, der mit Hunderten von Menschen gefüllt war. Köstliche Speisen standen auf goldenem und silbernem Geschirr auf kleinen Tischen. Die Menschen lagen auf Ruhebetten. Marcus packte mich grob am Oberarm und stieß mich nach rechts. Wir folgten einem Pagen, der uns auf dem Podium stehenließ, auf dem die Musiker ihre weiche, zirpende Musik verbreiteten.

Es dauerte einige Zeit, bis Musik und Gespräch nach und nach aufgehört hatten. Eine beklommene Stille trat ein. Alle Augen richteten sich auf einen mittelgroßen, leicht verfetteten Mann mit kleinen, grausamen Augen, der auf einem lectus mit einem mäßig hübschen Mädchen herumspielte. Ich war immerhin noch in der Lage, exakt und analytisch zu registrieren. Das *mußte Nero* sein! Der grausame Herrscher dieses pervertierten Roms und der Legionen.

„Soso. Das also ist dein Wunder-Barbar!“ sagte Nero. Er hatte eine faszinierende Stimme. Leise und scharf, zugleich diszipliniert, und dahinter schwang eine gewisse Grausamkeit mit.

„So ist es, o Cäsar!“ sagte Vinicius, legte die Faust an die Brust und verbeugte sich. Ich starrte bewegungslos und durch meine Fesselung nach vorn gekrümmt den Cäsar an. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich rund um mich unruhige Bewegungen und unschlüssige Mienen. Etwas bahnte sich an. Noch verstand ich es nicht.

Nero machte eine umfassende Geste, dann sagte er:

„Eine heitere Geschichte, meine Freunde - und Freundinnen.“ Er kicherte wie ein Weib. „Dieser Mann, einst zum Proconsul vorgeschlagen, ich meine unseren schwarzhaarigen Marcus Vinicius, hat einen fürwahr erstaunlichen parthischen Barbaren gefangen. In einer halben Stunde tötete dieser Mann fünfzehn unserer besten Soldaten.“

Nero machte, während ein überraschtes Murmeln anschwellte, eine übertriebene Geste der Trauer. Jetzt konzentrierte sich das Interesse der Gäste auf mich. Ich blickte in die Gesichter und versuchte, meine Lage richtig zu beurteilen. Würde ich dieses Fest überleben? Jedenfalls konnte ich nichts tun - ich war noch niemals auf Larsaf III so ausgesprochen hilflos gewesen.

„Nun ist Marcus ein Mann von Konsequenz und großem Weitblick. Er kettete diesen Parther an die Galeerenbank, prügelte ihn tüchtig und ließ ihn bis nach Ostia rudern. Anstatt, wie ich es mehrmals vorschlug, ihn für Rom zu gewinnen. Männer von solch hohem Mut, erfahren in den Kriegskünsten, bringen es weit in der Armee und mehrten Ruhm und Reichtum von Rom. Marcus machte also einen Fehler. Damit er ihn korrigieren kann, befahl ich den Barbaren hierher.“

Ich atmete langsam und fühlte, wie mir der Anblick der Speisen das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Nero deutete mit einer Hand auf meine jämmerliche Gestalt.

„Warum, mein Freund“, fragte er mit falscher Milde, „hast du so viele unserer Soldaten getötet?“

Ich sah ihn an und schwieg.

Marcus neben mir bewegte sich und brüllte:

„Antworte, du Wurm, wenn Cäsar mit dir spricht!“

Er versetzte mir einen Faustschlag, der mich drei Meter weit die Stufen hinunterwarf.

In dieser Sekunde schwemmte meine Wut alle Beherrschung weg.

Und wenn ich starb - ich würde es ihm heimzahlen. Ich hörte, wie Cäsar sagte:

„Wieder einmal ist das bemerkenswerte Temperament Vinicius' mit ihm durchgegangen. Hilf ihm auf die Beine, Marcus. Schnell!“ Das letzte Wort brüllte Nero.

Ich stand wieder neben meinem speziellen Freund. Ich hatte ihn, ohne es zu wollen, mehrmals gedemütigt.

Ich holte tief Atem. Dann spannte ich meine Muskeln an, drehte mich blitzschnell, ballte die gefesselten Hände zur Faust und schlug sie Marcus in den Magen. Er knickte zusammen, und mein Knie schnellte hoch und traf genau sein Kinn. Dann ließ ich mit der letzten Kraftanstrengung, deren ich fähig war, die Handkanten voll in seinen Nacken krachen. Der Mann gab ein langgezogenes Stöhnen von sich, fiel nach vorn und rollte die Stufen hinunter und in eine Gruppe von Gästen hinein. Weinkrüge, Becher und Schüsseln polterten von den umstürzenden Tischen und verursachten einen Höllenlärm. Ratlos begannen die Musiker wie besessen zu spielen und zu schlagen. Jemand setzte Kastagnetten ein, gleichzeitig erhoben sich Schreie, verwunderte Ausrufe und ein lautes Gemurmel.

Nero sprang auf, schmetterte eine riesige silberne Schüssel zu Boden, von der die Reste eines Wildschweinbratens flogen. Ein schmetternder Krach. Dann seine laute Stimme:

„Ruhe! Ihr habt gesehen, welch wunderbares Maß an Kraft, Stärke und Klugheit dieser Mann besitzt!“

Ich atmete schwer und starrte ihn an, über zwanzig Meter Entfernung hinweg.

Nero kam langsam näher.

Dann sagte er, und ich glaubte, zum erstenmal eine gewisse Ehrlichkeit zu bemerken:

„Warum hast du so erbarmungslos gekämpft?“

Ich sagte deutlich:

„Ich weiß, was mich in Rom als gefangener Kriegssklave erwartet. Die Tiere, die Galeere, die Peitsche. Jedes Tier wehrt sich, wenn es die Freiheit verlieren soll. So auch ich, Cäsar Nero.“

„Wer bist du?“

„Ein freier Mann, wenn meine Fesseln gelöst sind!“ sagte ich hart.

„Kein Bürger Roms. Ich bin ein Söldner im Dienst der Parther gewesen.“

„Wie heißt du?“

„Askhan Arcon!“ sagte ich.

„Hör zu“, sagte Nero und schnalzte ungeduldig mit den Fingern.

„Ich will großzügig vergessen, daß du Vinicius ein paar Zähne ausgeschlagen hast; er ist noch immer ohne Besinnung. Ich gebe dir die Freiheit und die Möglichkeit, dich zu bewähren. Du wirst im Dienst Roms und für Rom kämpfen, wenn ich es will.“

„Ein Söldner kämpft für den Herrn“, sagte ich und ließ mir die Überraschung nicht anmerken, obwohl mich die Hoffnung durchfuhr wie ein Blitzschlag, „der ihn bezahlt. Er kämpft besser, wenn er gut bezahlt wird.“

Blitzschnell fragte Nero weiter:

„Du kannst eine Legion führen, Arcon?“

„Ich zweifle nicht daran. Ich konnte jedenfalls ein parthisches Heer führen“, sagte ich.

Nero winkte und sagte leise:

„Du wirst also dem Cäsar dienen, Arcon. Du wirst dich zuerst erholen. Einer meiner kleinen Möchtegern-Feldherren ist unter unerklärlichen Umständen umgekommen. Er hat ein kleines Gut draußen vor der Stadt. Dort kannst du dich ausruhen. Du findest alles, was du brauchst, in dem kleinen Haus. Und zu gegebener Zeit erhältst du von mir eine Aufgabe. Vergessen wir das Ungemach der Reise; Wunden heilen, die Zeit läßt alles vergessen.“

Das denkst du, dachte ich grimmig. Ich vergesse nichts!

Für mich war es erst einmal wichtig, zu überleben. Ich hatte keine andere Wahl, als sein

Angebot anzunehmen. Er kalkulierte psychologisch sehr geschickt. Ein Söldner, dem man die Freiheit wiedergab und ihn auch noch belohnte, würde seinen Ehrgeiz einsetzen, um auf seine Art diese Vorteile zu bezahlen.

„So ist es, o Cäsar“, sagte ich. „Außerdem habe ich seit Antiochia nichts mehr gegessen.“

Nero winkte nach hinten. Ein paar Diener stürzten auf ihn zu, und er gab seine Anordnungen. Zuerst wurden die ledernen Riemen durchgeschnitten, die meine aufgeschauerten Handgelenke fesselten. Dann brachte man mich in einen anderen Teil des Palastes. Ehe man mich badete, ehe der Barbier sich an meinen Bart und mein Haar machte, aß und trank ich mich erst einmal satt. Meinen Zellaktivator, „mein Amulett, das mir auch hier in Neros Palast Glück gebracht hat“, wie ich den Sklaven klarmachte, legte ich nicht ab.

Ich war gerettet. Vorläufig ...

5.

DER GUTSHOF:

Das Haus des toten Vipasca lag weit vor den Toren Roms, man hatte mich über die Via Appia nach Osten gebracht. Felder und Haine mit Olivenbäumen und Weinreben umgaben das Bauwerk mit allen seinen Ställen und Sklavenwohnungen. Es glich mehr einem großen, etwas verwahrlosten Gutshof als einem Landsitz. Jedenfalls erwachte ich am nächsten Mittag und fühlte mich zerschlagen, müde und hungrig. Selbst mein Zellaktivator wirkte keine Wunder. Ich würde Wochen brauchen, um mich richtig zu erholen. Jedenfalls mußte ich handeln, solange ich eine gewisse Macht und einen zeitlich begrenzten Einfluß besaß. Ich mußte aus Rom fliehen.

Das bedeutete, daß ich einige Schritte unternehmen mußte. Zuerst brauchte ich jemanden, der mich über die wahren Verhältnisse Roms genau und zuverlässig aufklärte. Wer konnte dies tun?

Was war wichtig?

Zuerst deine engste Umgebung. Versuche, dich zu erholen und die Lage zu klären. Zeige den Dienern, wer du bist, was du kannst. Du brauchst nichts dringender als Freunde und Vertraute, sagte der Extrasinn warnend.

Ich ging im Verlauf der nächsten fünfzehn Tage in kleinen Schritten vor. Zunächst ließ ich das verwilderte Haus reinigen, baute mir ein bequemes Bett, einige Tische und einige bequeme Sessel, die für jeden, der sie sah, eine ungewohnte Neuigkeit darstellten. Die Römer standen entweder, oder sie lagen auf jenen merkwürdigen, für mich unerträglichen Liegen des Modells lectus. Ich kochte Seife und parfümierte sie mit Kräutern, ich ließ Rasiermesser schleifen, ich ließ neue Läden vor den Fenstern schreinern, mit lichtdurchlässigem Pergament bespannt oder mit schräggestellten Lamellen. Ich entwickelte mit beträchtlicher Eile einen Räderpflug, der schnell Anklang fand - das Gerücht von dieser „Erfindung“ eilte bis zu Nero, der mir daraufhin 50 000 Sesterzen schickte und einen kurzen Brief, daß er gewußt habe, wie wertvoll ich sei. Ein kleiner Trost. Ich unterhielt mich mit den Sklaven und Dienerinnen und fand mehr und mehr über die wahren Machtstrukturen heraus, über Sitten und Bräuche und alles, was ich wissen mußte, um mich in Rom so sicher zu bewegen wie ein Fisch im Wasser.

Gleichzeitig erholte ich mich. Ich mied den Genuß von allzuviel Wein und trainierte meinen Körper. Für unsere Küche konstruierte ich einen neuen Ofen mit einem hervorragenden Rauchabzug. Ich kaufte Stoffe und arbeitete mit dem Geld. Schließlich gelang es mir, den Syrer Ktesios freizukaufen. Nach einer kurzen Zeit begann er aufzuleben - er fühlte sich wie ich, nachdem mich Nero befreit hatte.

Es war der zwanzigste Abend, den ich hier verbrachte. Bisher hatte niemand meine Ruhe gestört. Ich begann, mich wieder kräftig und handlungsfähig zu fühlen.

„Askhan Arcon - du bist mein Vater und meine Mutter, mein Götze und mein Leben“, sagte Ktesios. Wir saßen in den fellbezogenen Sesseln, neben uns ein Glutbecken. Auf dem Tisch lagen die Reste des Essens.

„Rede keinen Unsinn. Du bist, nach römischem Recht, mein persönlicher Besitz. Mein Sklave. Und schon habe ich für dich einen Auftrag. Du kennst Carrha im Partherland?“

„Flüchtig. Ich weiß, wo dieser Ort liegt“, sagte er leise. „Was hast du dort noch verloren?“

Ich griff nach dem Pergament, auf dem ich die Zeichnung angefertigt hatte. Ktesios beugte sich vor, las die Bezeichnungen und sagte dann:

„Das ist ein Teil der Küste. Ich glaube, ich kenne ihn.“

„Gut. Du wirst mit größter Eile dorthin reisen und holen, was ich hier“, ich deutete auf die Stelle, „vergraben habe. Besonders folgende Gegenstände sind wichtig.“

Ich ging ein Risiko ein, indem ich den Mann, der neben mir das Ruder der Galeere bewegt hatte, mit einer derart heiklen Mission betreute. Aber ich konnte Roms Bannkreis nicht verlassen. Er würde es schaffen, gerissen und listenreich wie er war. Wenn er es schaffte, nur zwei der bewußten Gegenstände hierher zu bringen, konnte ich mit dem Roboter Rico in meinem Tiefseeversteck in Verbindung treten, und alle Probleme waren fast völlig ausgeschaltet.

Wir redeten bis tief in die Nacht darüber, dann wußte er ganz genau, was er zu tun hatte. Er war mir in einem Maß dankbar, daß ich Vertrauen zu ihm haben konnte.

Zudem waren die Gegenstände für ihn absolut wertlos.

„Wie lange wirst du brauchen?“ fragte ich.

„Vierzig Tage ungefähr“, sagte er. „Wenn ich schnelle Pferde kaufen kann, wenn ich mit Bestechung arbeite und im Schutz von Masken und Dunkelheit, bin ich nach dieser Zeit wieder hier. Du gibst mir einen Schutzbrief mit?“

„Eine gekonnte Fälschung, mein Freund!“ versicherte ich.

„Jeder Zenturio, der lesen kann, wird dir helfen.“

„Gut. Und jetzt zu dir, Arcon.“

„Ja?“

Ich war neugierig, was er vorschlagen würde. Ktesios war der Sohn einer syrischen Dirne und eines römischen Feldherrn. Seine Erziehung war eine fugenlos ineinandergreifende Mischung aus diesen beiden kulturellen Kreisen. Nichts Menschliches schien ihm fremd zu sein. Er blinzelte mich listig an und sagte:

„Du bist mein Freund. Und wenn ich dich so ansehe, hier als Gutsherr, als unruhiger Mann und als Gefangener von Cäsars Gnaden, dann dauerst du mich. Du bist großzügig, aber unruhig. Du wirkst wie ein Mann, der ein Geheimnis mit sich herumschleppt und nachdenkt, wann der beste Zeitpunkt ist, zu sterben.“

„Es ist etwas Wahres daran, Ktesios!“ gab ich zu.

„Ich fühle mich gefangen von den Umständen.“

„Nichts auf dieser Welt ist von Dauer. Nicht die Freude, nicht der Schmerz, die Lust nicht und auch nicht Ruhm und Ehre. Du brauchst eine Ablenkung. Die älteste Ablenkung dieser Welt, mein Freund. Jemand, der auf dich aufpaßt, bis ich wieder zurückkomme. Verglichen mit einem aussätzigen, greisenhaften Sklaven aus Ägypten, der auf den Stufen des Capitols bettelt, bist du ein noch ärmerer Mann!“

„So ist es. Du hast recht. Ich soll also eine Bürgerin dieser Stadt heiraten?“

Ktesios brach in ein beinahe hysterisches Gelächter aus.

„Vater der Erkenntnis“, sagte er in seiner Muttersprache, „du bist zwar mein Freund, aber ein Narr! Dieses Volk, die Bürger von Rom, alle, die hier ringsum wohnen, sind vom natürlichen Leben weit entfernt. Ich werde dir sagen, was du tun mußt. Natürlich mit meiner Hilfe. Und ich sage dir auch, aus welchen Gründen!“

Er erklärte es mir genau. Wenn ich alles recht bedachte, mußte ich ihm zustimmen. Ich war ein Fremdling hier und würde es bleiben. Außerdem war mein Aufenthalt von kurzer Dauer - ich glaubte es wenigstens. Also rüsteten wir am nächsten Morgen den zweispännigen Wagen und fuhren nach Rom, zum Sklavenmarkt.

Wir ließen den Wagen in der Nähe des Tores stehen und von einem meiner Sklaven bewachen. Dann wanderten wir durch die engen und lauten Straßen hinunter zum Tiber, wo die Versteigerungen waren. Wir kletterten über schmale, bröckelnde Stufen zwischen den abblätternden Hauswänden hoch, traten in Unrat und Fäkalien, Hunde rannten kläffend zwischen den Beinen umher und brachten uns ins Stolpern. Tagsüber herrschte hier das Inferno der Passanten, und in der Nacht brachte der Lärm schwerer Fuhrwerke die Häuser zum Zittern. Schließlich erreichten wir die freien Plätze vor den Hallen am Tiberufer.

Ktesios hielt mich am Arm fest, als wir auf die Rampe zuingen, die an die Vorderseite der Halle gezimmert war. Die Sonne des Vormittags brannte stechend heiß.

Ktesios bohrte seinen Zeigefinger in meine Brust.

„Ja?“ fragte ich leicht beunruhigt.

„Wir müssen jemanden finden, der wie du ein Außenseiter ist. Jemand, der hilflos ist ohne dich, und stark mit dir zusammen. Du bist klug genug, um zu verstehen, was ich meine. Laß mich mit dem Sklavenhändler reden, ja?“

Er ging langsam weiter, wich einer Gruppe diskutierender junger Römer aus und verschwand plötzlich, nachdem er mir bedeutet hatte, hier zu warten, in einer schmalen Gasse zwischen den Gebäuden. Minuten später kam er zurück und grinste breit.

„Er hat, was wir suchen. Aber ... teuer. Sehr teuer. Dafür wird er bei der Versteigerung etwas schwindeln. Ich versprach ihm hundert Sesterzen extra. Richtig?“

Ich sagte scharf und leise:

„Ich bringe dich um, wenn du mir eine häßliche Alte verschaffst. Allerdings werde ich euch beiden genau auf die Finger sehen.“

„Vergiß dabei nicht, auch die Sklavinnen genau anzusehen. Du willst ersteigern, nicht ich!“ Er lachte leise.

„Richtig!“ sagte ich. „Und du wirst mir helfen.“

So sehr es stimmte, daß die Stadt Rom ein einziges Chaos war, so sehr war es auch erwiesen, daß dieses Chaos funktionierte. Die Menschen lebten, obwohl ständig Brände die Stadt verwüsteten. Die wenigsten Sklaven wurden mißhandelt, die meisten von ihnen, Zustrom aus sämtlichen Provinzen des Riesenreiches, wurden zu Familienmitgliedern, erhielten bald die Freiheit und machten sogar Karriere in den öffentlichen Diensten. Eine ausgefeilte Ordnung, die mit schlafwandlerischer Sicherheit praktiziert wurde, erhielt diese Stadt am Leben.

Die Versteigerung begann.

Sklaven aus allen Teilen der Welt wurden angeboten. Der Ägypter pries die menschliche Ware an, die Römer diskutierten lange, und die Sklaven wechselten den Besitzer. Neger und Syrer, Parther und Ägypter, alle Hautfarben, fast alle Altersgruppen, der Markt war reich bestückt.

„Dort, die junge Frau mit der braunen Haut, in der letzten Reihe!“ sagte der Syrer an meinem Ohr. Ich drehte den Kopf, schob mich weiter nach vorn und wußte, daß Ktesios für mich dieses Mädchen ersteigern würde.

Ein schlankes Mädchen, zwischen neunzehn und zweiundzwanzig Jahre alt, mit einem gutgeschnittenen Gesicht und großen dunklen Augen. Sie schien aus Nordafrika zu stammen. Ich blickte in ihre Augen. Ihr Blick war nicht abgestumpft; sie musterte die Menge der Römer mit deutlicher Verachtung. Sie war in irgendwelche weiße Fetzen gehüllt, die ihren Körper nur undeutlich verdeckten. Ihre langen, fast zu schlanken Finger spielten nervös am Knoten eines Seiles um ihre Hüften. In gewisser Weise erinnerte sie mich an die Amazonenfürstin; zweifellos ein rein optischer Eindruck. Ich drehte mich um und nickte Ktesios zu.

Eigentlich mußte ich mich für diese Regung bitter schämen müssen; ich tat es nicht. Trotz meines, verglichen mit den Wochen auf der Galeere, zufriedenstellenden Befindens war ich noch immer von einer niederdrückenden Resignation voll beherrscht. Ich hatte an zu vielen Orten zu viel Elend gesehen.

Einige Männer wurden versteigert. Geld klingelte, Gespräche brandeten auf, einige Diener brachten die neuerworbenen Sklaven weg. Dann machte der Ägypter, ein ausgezehrter Mensch mit einem schwarzen Ziegenbart, schmutzigen Fingernägeln und rollenden Augen, eine Schau besonderer Art. Er setzte zuerst zu einer Pause an, wirkte plötzlich niedergeschlagen und murmelte undeutlich etwas von einem bedauernswerten Zwischenfall auf der langen Reise, aber einige Sklaven wären krank geworden - leider sei die Perle des Strandes ebenfalls krank geworden, und er müsse sie zu Bedingungen verkaufen, die ihn, seine Familie und deren Nachkommen ruinieren würde.

„Weine nicht, du Scheusal!“ rief ein junger Römer.

„Woran ist sie erkrankt, deine blinde Perle?“

Der Sklavenhändler beschattete die Augen mit einer Hand, spähte in die Runde und rief klagend aus:

„Es sind Bürgerinnen hier. Und junge Mädchen. Die Höflichkeit verbietet es, die gewisse ... nun, ihr wißt schon, Krankheit zu nennen. Eine überaus delikate Sache.“

Ktesios rief:

„Ich liebe delikate Dinge, Bruder der Freiheit. Was verlangst du?"

Der Händler nannte eine Summe, für die man auch einen Gesunden bekommen konnte. Ktesios winkte ab und schrie:

„Zu teuer! Zeige sie her! Ist das die Lahme dort mit dem schielenden Auge?"

„Sie ist es, Herr! Sie erschrak, als sie dich sah, so daß ihr Schielen blieb. Du kannst sie haben und dich an ihr erfreuen!"

„Gib sie mir!"

Es folgten noch einige Gegengebote, aber Ktesios überstimmte sie mit der Miene eines verdrossenen Käufers, der wichtige Geschäfte zu versäumen hatte. Ich schob mich durch die Menge, die sich langsam verlief, und drückte ihm einen Beutel mit Goldstücken in die Hand. Einige Zeit später war der Handel abgeschlossen, und der Syrer zog das Mädchen mit sich. Langsam gingen wir entlang des Tiberufers in Richtung der Porta Appia.

„Schwester", sagte der Syrer halblaut und in einem herzlichen Ton, den ich an ihm nicht kannte, „du wirst erschrocken sein. Aber nicht ich bin dein Herr, sondern dieser Wahlrömer dort mit der fabelhaften Rüstung."

Er deutete auf mich; das Mädchen schien jedes Wort verstanden zu haben. Sie sah mich lange und schweigend an, dann nickte sie. Plötzlich schien ihr Interesse erwacht zu sein. Schließlich hatte *ihre* Irrfahrt ein vorläufiges Ende gefunden.

„Woher kommst du?" fragte ich.

„Aus einer Stadt bei Alexandria", sagte sie.

„Aber was der Ägypter gesagt hat, stimmt nicht. Ich bin nicht..."

Wieder begann der Syrer schallend zu lachen.

Er zog das Mädchen an sich und schrie begeistert:

„Schwester! Wir werden uns gut verstehen. Du hast den besten Herrn gefunden, den ich für dich auftreiben kann. Sei nett zu ihm, er ist ein wenig unbeholfen und wird es dir danken."

Jetzt mußte auch ich lachen. Die Verkrampfung löste sich ein wenig. Aber die Situation blieb makaber. Wir erreichten nach langsamer Fahrt wieder den Gutshof, und dort erlebte ich meine nächste Überraschung.

Ein Bote von Nero lieferte ein Schreibtäfelchen ab. Ich sollte morgen in den Palast kommen. Ich hatte meinen ersten Dienst für Rom zu leisten.

Ktesios und ich sahen uns an.

„Wir werden reisen müssen, mein weißhaariger Freund", sagte der Syrer leise.

„Nach verschiedenen Richtungen. Und was machen wir mit Lalaga?"

Lalaga war die zwanzigjährige Sklavin.

„Wir haben noch Zeit. Versuchen wir, ihr das Gefühl zu geben, daß sie hier auf deinem Gut Ruhe findet. Wenn wir beide unsere Aufgaben hinter uns haben, sehen wir weiter."

„Es wird das Beste sein", sagte ich.

Ich hatte nur einige Stunden zu tun, um die schnelle Reise des Syrers gründlich vorzubereiten. Dann sprach ich lange mit dem Verwalter und zählte ihm genau auf, was in den nächsten Tagen und Wochen alles zu geschehen hatte. Dann, nachdem der Syrer auf einem gekauften Pferd losgeritten war, legte ich mich hin und überlegte. Noch immer war ich wie gelähmt; ich wunderte mich über mich selbst. Mein Schwung war dahin, ich ertappte mich immer wieder dabei, wie ich nachdachte, wie ich versuchte, mich zu konzentrieren. Aber offensichtlich hatte das Mißlingen des parthischen Planes mich schockiert und maßlos enttäuscht, dazu kamen die Gefangennahme, der Aufenthalt auf der Galeere und der Abend vor Nero.

Du weißt ganz genau, daß es nicht richtig ist! sagte scharf mein Logiksektor.

Ich stutzte und griff nach dem Weinbecher. Noch waren die römischen Nächte kühl, und ich streckte meine Füße in die Richtung des Glutbeckens aus.

Du bist ganz allein. Du hast keinerlei Unterstützung, die du gewohnt bist, von zweiter Stelle Rückendeckung zu erhalten!

Ich trank mit trockenen Lippen einen tiefen Schluck des schweren Weines.

Ja, so war es. Nicht zum erstenmal in meinem Leben, das mir heute als zu lang erschien, zu sehr voller Enttäuschungen und Rückschläge, erlebte ich den hoffnungslosen Zustand gänzlicher Einsamkeit. Ein grausames Gefühl, das mich zurückschleuderte in den Bereich der Teilnahmslosigkeit. Gut. Ich war allein und konnte nur in beschränktem Maß handeln.

Was sollte ich tun?

Ich hatte aber bereits Helfer. Ktesios, den Syrer. Und das Mädchen Lalaga, die ihr bitteres Schicksal mit mehr Würde und Gelassenheit als ich trug.

Eigentlich sollte sie mein Vorbild sein.

Was hatte jener Philosoph der Stoa-Schule, Neros ehemaliger Lehrer, geschrieben?

„... und erst im Unglück finden wir den Weg zur Weisheit; das Glück versperrt uns den Weg. Unsere Umgebung ist Vergänglichkeit - aber jeder kann sich seine Last erleichtern: durch Gleichmut!“

Ich lächelte nachdenklich.

„Gut“, sagte ich. Und in diesem Augenblick entschloß ich mich wieder, sinnvoll zu handeln. Wenn es jemand schaffte, dann konnte ich es sein. „Erledigen wir Neros Aufträge. Und warten wir in wahrer Gemessenheit auf den Erfolg des Syrsers.“

Unsere Umgebung und auf besondere Weise auch meine Umgebung hieß Vergänglichkeit. Auch Nero, die Galeere und Marcus Vinicius waren nur vorübergehende Erscheinungen, denen ich, der biologisch so gut wie Unsterbliche, Gleichmut zu zeigen hatte.

Ich schloß ausgezeichnet, mit dieser neuen Entschlußkraft erfüllt.

Am nächsten Vormittag meldete ich mich bei Nero und erhielt meinen Auftrag:

„Reise mit einer kleinen, ausgesuchten Truppe nach Judäa. Dort wirst du erfahren, was zu tun ist. Immer wieder kleine Aufstände um Hierosolyma. Erledige dies, und ich erhebe dich in den Ritterstand!“

Ich fragte:

„Rüstung, Cäsar? Waffen und dies alles?“

„Die Männer, die ich dir mitgebe, wissen alles. Belästige mich nicht mit solchen kleinlichen Fragen.“

Er hoffte vermutlich, daß ich gegen Ende der kriegerischen Handlungen umkommen würde. Sonst hätte er nicht solche Versprechungen machen können. Ich beschloß grimmig, ihm und Marcus Vinicius einen Streich zu spielen.

Noch am selben Tag stachen wir von Ostia aus in See.

Der Sommer kam näher.

6.

ZELTLAGER NAHE HIEROSOLYMA:

Hier lagerte eine Kohorte der römischen Truppen. Dieser Truppenverband war ein Zehntel einer Legion, bestand aus sechshundert Männern und dem Troß. Ich würde einen Manipel befehligen, also zweihundert Berittene, ein Drittel einer Kohorte. Ich befand mich hier im Rang eines Zenturios; eigentlich zerfiel ein Manipel in zwei Zenturien, also zweimal hundert Mann. Das Problem unserer Truppe war, räuberische Stämme zu bekämpfen, die nach jedem Überfall in der Wüste verschwanden. Buchstäblich verschwanden - denn niemand hatte bisher Spuren feststellen können.

Am zweiten Abend, als ich die Lagebesprechung beendet und sämtliche Karten studiert hatte, sagte ich zu Zenturio Afer:

„Mann! Wir werden ihnen eine Falle bereiten. Ich sehe auf dieser Karte, daß die Nomaden immer wieder auf dieser Strecke ihre Überfälle starten. Wie viele Karawanen, sagst du, sind überfallen worden?“

„Elf. Die wenigen Überlebenden berichten, daß es ein kleiner, wilder Trupp ist.“

„Aha“, meinte ich. „Welche Waffen setzen sie ein?“

„Hauptsächlich Bogen und Messer, Zenturio Arcon!“

„Dann werden wir sie mit eigenen Waffen schlagen. Sind jemals Späher hier im Lager gesichtet worden?“

„Nein. Und den Händlern dürfen wir trauen. Jedenfalls den meisten.“

Wir saßen auf leichten Stühlen, die sich zusammenfallen ließen, um den großen Kartentisch. Rings um uns war die Wüste, von der Siedlung trennten uns vier Kilometer. Ich ließ neuen Wein bringen und entwickelte meinen Plan. Zum Teil erhielt ich begeisterte Zustimmung,

zum anderen Teil vorsichtige Skepsis. Es würde der erste Versuch sein, eine römische Legion oder Teile davon auf diese Art einzusetzen. Ich besprach die einzelnen Punkte.

Zuerst mußten die fünfzig besten Bogenschützen ermittelt werden.

Dann waren Tiere und Lasten zu präparieren.

Und schließlich würde ich die Truppe von zweihundert Männern so trainieren, daß sie blitzschnell und hundertprozentig reagieren würden. Die meisten Männer würden um eine solche Abwechslung dankbar sein.

Als ich mich an diesem Abend auf dem harten Lager ausstreckte, hörte ich aus einem Nachbarzelt die Stimme des betrunkenen Legionärs, dessen Vater gegen Vercingetorix gekämpft hatte.

Am zehnten Tag verließen nacheinander zweihundert Reiter in kleinen Gruppen und in verschiedenen Richtungen das Lager. Hundert von ihnen trafen sich an einem geheimen Platz weit in der steinigen Wüste, das andere Hundert versammelte sich auf einem Platz, an dem die wandernden Hirten längst ihre Zelte abgebrochen hatten. Und dann veränderten wir unser Aussehen. Die Männer legten sich reichlich unbequem auf Packsättel, wurden lose in Mäntel gehüllt und hielten ihre Waffen versteckt. Alles, was auf Soldaten hindeutete, verschwand und wurde sorgfältig getarnt. Und dann, nach Sonnenaufgang, bewegte sich eine Karawane von einhundert schwerbeladenen Tieren auf einem einsamen Pfad der Stadt zu. Es sah so aus, als käme sie vom Meer. Die Tiere ließen die Köpfe hängen, und die abgerissenen Sklaven, die die Tiere führten und trieben, boten ein Bild des Schreckens.

Ich ritt an der Spitze, schwang eine Peitsche und hatte mich bis zur Unkenntlichkeit verkleidet.

Prinz Atlan, der Karawanenführer! bemerkte der. Extrasinn sarkastisch.

„So ist es“, murmelte ich. Dann schrie ich: „Vorwärts! Wir müssen die verlorenen Tage aufholen!“

So krochen wir durch die Wüste, Stunde um Stunde. Ich hatte einige Männer mit Lanzen bewaffnet. Wir wirbelten eine gigantische Staubwolke auf. Schon nach einer Stunde sahen wir nicht nur hundertprozentig echt aus, sondern fühlten uns auch so. Wir näherten uns auf Umwegen - eben wie jemand, der des rechten Weges unkundig war - der Wegstrecke, auf der die anderen Karawanen immer wieder geplündert worden waren. Schon jetzt zeigten uns die bleichenden, halb von Sand verschütteten Gebeine von Tieren und Menschen die Stellen der Überfälle an. Eine einsame, struppige Palme stand wie ein Trugbild zwischen uns und dem Horizont mit seinen sandigen Zickzacklinien.

„Und wenn es nicht klappt, wenn dein Plan, Zenturio, keinen Erfolg hat?“ fragte ein kinnbärtiger Legionär, den furchtbare Narben entstellten.

„Dann ziehen wir so lange zwischen der Stadt und einem fernen Punkt hin und her, bis sie uns überfallen!“

„Schon gut. Jupiter sei mit uns!“

Wir ritten langsam weiter. Die Männer schwitzten unter ihrer Tarnung. Stunden vergingen. Die Sonne kletterte höher. In der Ferne sahen wir schon die Stadtmauern.

Dann rief jemand hinter mir:

„Arcon! Rechts!“

Die Räuber kamen über die Sandhügel. Sie waren, wie sie so heranritten, von einer unvergleichlichen Eleganz. Sie trugen weiße Gewänder, und ihre großen Mäntel flatterten. Sie ritten hervorragende Pferde, und sie waren bis an die Zähne bewaffnet. Eine schnelle Truppe, die ich auf etwa fünfunddreißig Männer schätzte.

„Gebt das Signal!“ sagte ich.

Die Treiber schlugen mit ihren Stöcken auf die Decken. Dort suchten die Männer ihre Pfeile und spähten zwischen der Verkleidung ins Licht, um nicht geblendet zu werden, wenn der Zusammenprall erfolgte. Die Angreifer schwärmten aus und bildeten eine lange Linie, die in voller Breite auf die Karawane zuritt. Ich stellte mich in den Steigbügeln auf; unter den dunklen Gewändern trug ich den Panzer.

„Halt! Was wollt ihr von mir? Ich bin ein armer Kaufmann!“ schrie ich und ritt bis in die Mitte des Zuges zurück.

Keine Antwort.

Sie waren schnell und wild. Obwohl sie offenkundig Gesindel waren, handelten sie mit der Disziplin einer todesmutigen Elitetruppe. Sie sprengten heran, und als sie nahe genug an der

Karawane waren, merkte ich, daß sie in völligem Schweigen kämpften. Ich schrie:

„Angriff!“

Alles andere erfolgte mit der Schnelligkeit, die ich in einigen Tagen voll unbarmherzigen Trainings gelehrt hatte. Die Männer ließen sich von den Pferderücken fallen, legten die Pfeile auf und schossen. Ich riß den Stoff von meinem Bogen herunter, zog einen Pfeil aus dem getarnten Sattelköcher und legte an, halb hinter meinem Pferd verborgen.

Die Treiber hielten die Pferde fest; sie boten eine hervorragende Deckung. Ich befand mich an einem günstigen Platz und schoß einen Pfeil nach dem anderen ab. Die geschleuderten Messer pfiffen durch die Luft. Ein Treiber holte einen Banditen mit dem Speer aus dem Sattel, als dieser Mann wie rasend den Zug von hinten nach vorn entlangritt. Einhundert Männer schossen, was sie konnten. In vollem Galopp griffen sich die Banditen an die Brust, kippten aus dem Sattel, landeten mit dumpfen Geräuschen im Sand. Die Pferde wieherten grell und keilten aus. Nur unsere Tiere wurden festgehalten und bewegten sich kaum von der Stelle.

Als die ersten Räuber aufgetaucht waren, hatte sich der letzte Mann in den leeren Sattel eines besonders ausdauernden Pferdes geschwungen und war, noch ehe ihn ein Pfeil treffen konnte, davongerast, als sei Nero persönlich hinter ihm her. Er ritt zum vereinbarten Treffpunkt der zweiten Zenturie.

Ich tötete den sechsten Banditen.

Dann merkte ich, daß es ein untypischer Kampf war. Niemand sprach, nicht einmal die Verwundeten stöhnten. Die einzigen Geräusche waren das Wiehern der Pferde, der rasende Hufschlag von vielen Reittieren und die Geräusche von Pfeilen und Sehnen. Ich schüttelte den Kopf und sah, wie sich die letzten Banditen zur Flucht wandten. Dann schrie ich:

„Das Kommando! Aufsitzen!“

Mein letzter Pfeil fuhr einem der Straßenräuber durch den Hals und schleuderte ihn aus dem Sattel. Dreißig Männer warfen Mäntel und Packen weg, setzten sich die Helme auf und rissen Schilde, Lanzen und Waffengehänge aus den Verstecken. Die Pferde stiegen, als wir uns wieder in die Sättel schwangen und formierten. Ich ritt um die halbe Karawane herum - die zurückbleibenden Männer wußten ganz genau, was sie zu tun hatten. Systematisch plünderten sie die Toten aus, fingen deren Pferde und sammelten alles, was liegegeblieben war.

Ich hob den Arm und schrie:

„Ihnen nach!“

Es waren nicht mehr als fünf oder sechs Banditen übrig. Dreißig Reiter stoben hinaus in die Wüste und preschten in vollem Galopp den Flüchtenden nach. In gewissen Zeitabständen blieb einer der Reiter zurück und hielt an einer Stelle an, von der aus er die Gegend einigermaßen überblicken konnte.

„Schneller!“

Die Pferde der Banditen waren ausgeruht und schnell. Immer mehr Abstand legte sich zwischen sie und uns. Wir wurden schneller und peitschten die Tiere. Trotzdem dauerte es eine halbe Stunde, bis ich, rückwärtsblickend, die Staubfahne der anderen Zenturie sah. Hundert Männer auf ausgeruhten Pferden griffen in die Verfolgung ein.

Wir ritten drei Stunden lang dahin. Dann sahen wir den Bergrücken hinter den Schleiern auftauchen, die von den Kämmen der niedrigen Dünen weggeblasen wurden. Ich sah in einer steil abfallenden Bruchlinie des Sandsteins ein System dunkler Öffnungen. Es waren künstliche Höhlen. Dorthin waren die Banditen verschwunden. Am frühen Nachmittag standen wir mit hundertdreißig Reitern vor diesem steil abfallenden Felsen. Die ersten Pfeile kamen von oben geflogen - aber wir hielten einen achtungsvollen Abstand.

Ich grinste, dann wurde ich schlagartig ernst. Das, was ich noch vor Wochen verabscheut hatte - heute war ich der Verantwortliche.

Neros Befehl hatte gelaute, die Räuber ein für allemal auszurotten und die Umgebung der Stadt wieder sicher zu machen. Ich atmete tief durch und spuckte Sand aus. Dann gab ich Befehl, aus Mänteln und Fellstreifen, Schnüren und den Haaren der Pferde Brandpfeile herzustellen. Eine halbe Stunde später brannte ein kleines Feuer, und die besten Schützen warfen sich die runden Schilde auf den Rücken und saßen wieder auf.

„Los! Der erste!“

Ein Reiter beugte sich aus dem Sattel, hielt die umwickelte Spitze eines schweren Pfeiles in die Flammen und galoppierte los, sobald der Brandpfeil zu rauchen begann. Er ritt auf halber

Bogenschußweite entlang der Felslöcher, bot dem Gegner nur die schmale Seite des Körpers und schoß seinen Pfeil ab. Die Flammen des Brandpfeiles wurden durch den Luftzug entfacht, das Projektil beschrieb eine ballistische Kurve und schlug mitten in eines der Felslöcher hinein. Sofort bog der Schütze nach links ab und brachte sich in Sicherheit. Das geschah rund fünfzigmal, dann bewiesen uns Flammen und dicke Rauchsäulen, daß es im Innern dieses Felsverstecks brannte.

Die Banditen ergaben sich, nachdem wir sie aus den Höhlen getrieben hatten.

Und jetzt griff ich ein. Wir hätten sie töten sollen, aber ich ließ sie fesseln und wegtreiben. Wir suchten so lange, bis wir keinen einzigen Mann mehr fanden. Die jungen Frauen wurden weggebracht und alle Kinder, die älter waren als zwölf Jahre. Ihnen war die Gefangenschaft und die Sklaverei sicher - aber sie starben nicht, wie befohlen.

Die gesamte Aktion hatte mehr als zwanzig Tage gedauert.

*

Es war Nacht. Ich saß allein im Zelt und massierte meine Zehen. Auf Stirn und Nase hatte ich einen schweren Sonnenbrand. Eine Stimme fragte draußen vor dem Zeltvorhang:

„Ich muß mit dir sprechen, Zenturio Arcon!“ „Komm ruhig herein, Zenturio Flavius.“ Er war der dienstälteste Mann dieses Lagers. Ein hagerer, alter Kämpfer, dessen Kopf fast kahl war. Eine schräge Narbe lief über sein Gesicht; er sah wahrhaftig dämonisch aus. Seine Haut war dunkel von der afrikanischen Sonne gegerbt. Er trug ein Pergament in den Händen, das ich ihm übergeben hatte, nachdem ich und meine Begleitung hier angekommen waren.

„Du bist der Held des Lagers“, sagte er und setzte sich, als ich auf den Weinkrug und den Stuhl deutete. „Sie feiern deine Schläue und List. Ich habe eine Botschaft von Nero an dich.“ „Von Nero?“

„Ja. Du hast sie selbst überbracht. Ich sollte sie dir geben, wenn dieser Einsatz glücklich beendet worden ist.“

Wir hatten achtzig Gefangene gemacht. Nach meinen Anweisungen waren acht Patrouillen unterwegs, um die Wüste nach anderen Verstecken abzusuchen. Die scharfen Verhöre hatten ergeben, daß es noch vier solcher Höhlenanlagen gab, bewohnt von Banditen mit ihren Frauen und Kindern. Wir erwarteten die Reiter in einigen Tagen zurück.

„Laß sehen!“ sagte ich und streckte die Hand aus. Nero schrieb, daß es zwei Möglichkeiten gäbe. Würde ich die Gegend von den Banditen befreien, sollte ich im Triumph nach Rom zurückkehren und dort das Amt eines Zenturios erhalten. War ich erfolglos, sollte ich als gemeiner Söldner in der Garnison dienen, die ich jetzt zum Teil befehligte. Als ich las, sah ich aus dem Augenwinkel, wie Flavius zu grinsen begann.

„Zufrieden?“ fragte er und reichte mir seine knorrige Hand.

„Ja, natürlich. Das bedeutet, daß ich euch verlassen werde, wenn die Gegend befriedet ist.“

Er nickte.

Im gleichen Augenblick erschrak ich. Mein Blick irrte ab und heftete sich auf einen Gegenstand, der undeutlich vor dem Stoff der Zeltbahn zu sehen war. Das Licht des auskühlenden Glutkorbes spielte darauf. Eine Kugel mit einem Fortsatz schien dort zu schweben.

Ein Robotspion! rief triumphierend der Logiksektor.

Ich beherrschte mich und stand auf. Nervös rollte ich das Pergament zusammen und gab es Flavius zurück. Er grüßte mich und ging rückwärts zum Zeltausgang. Über dem Zeltlager schwebte ein gewaltiger Vollmond, der die Umgebung in geheimnisvolles Halbdunkel tauchte.

„Morgen und in den nächsten Tagen werden wir unsere Aufgabe beenden!“ versprach ich und ließ eine Sekunde lang meine Hand auf seiner Schulter liegen.

Er nickte zustimmend und versicherte:

„So sei es. Cäsar Nero soll zufrieden mit seinen Legionen sein!“

Mit langen Schritten verließ er den Zeltvorplatz. Ich drehte mich herum und ging auf den Robotspion zu. Rico schien mich überall gesucht zu haben - nur ein Zufall konnte ihn hierher gebracht haben. Einen Nachteil besaß dieser schwebende Spion; er war ein passives Nachrichtengerät. Ich konnte sprechen, erhielt aber keine Antwort. Ich baute mich vor dem Linsenaugen auf, lachte kurz und sagte:

„Rico! Du mußt mir helfen. Folgendes ist zu tun:

Zuerst gibt es einen Mann, der in Richtung auf mein Versteck unterwegs ist. Überwache und leite ihn. Und dann brauche ich ..."

Es wurde eine lange Liste, die ich, erweitert mit einer Serie spezieller Anweisungen, dem Robot durchgab. Irgendwann in den nächsten Wochen würde sich in der Nacht der Gleiter auf die Terrasse meines Hauses heruntersenken und eine umfangreiche Ladung mitbringen.

„Und, Rico - es ist wichtig, daß ständig eine Kugel mich überwacht, wenn ich zurückkehre nach Rom!"

Das Auge glitt langsam in den Lichtkreis eines Öllämpchens hinein, musterte meine Ausrüstung und schwirrte lautlos wieder davon. Ich schien gerettet zu sein.

*

Flavius und etwa dreißig Männer, die abgelöst wurden, standen am Kai des kleinen Hafens. Es war fünfzehn Tage nach dem letzten Einsatz. An uns wurden die Gefangenen vorbeigetrieben. Leise wiegte sich die Galeere in den Wellen. Irgendwo zwischen den Tauen des Mastes hing der Robotspion.

„Rom!" sagte Flavius. „Rom. Ich bin gespannt, was sich verändert hat. Ich war schon jahrelang nicht mehr dort."

„Es hat sich nichts verändert", erwiderte ich.

Hinter uns trat die Ablösung an, die mit diesem Schiff gekommen war. „Nichts. Nero regiert noch immer, und Marcus Vinicius wird sich ärgern, weil wir so erfolgreich waren."

Flavius zog die Stirn in Falten und knurrte:

„Er haßt dich, nicht wahr? Tröste dich - er haßt jeden, der mehr leistet und besser ist als er."

Als wir an Bord waren, gab es Reihen von Kommandos. Taue flogen durch die Luft, die langen Ruder senkten sich, und aus dem Bauch des Schiffes klangen die Schläge, mit denen ein Mann auf einem Becken den Takt angab. Majestätisch glitt die Galeere aus dem Naturhafen. Wir waren auf dem Weg zurück nach Rom - und für mich würde ein neuer, hoffnungsvoller Abschnitt beginnen.

7.

Jeder neue Tag begann für mich mit einem besonderen Erlebnis. Nachdem wir in Ostia an Land gegangen waren, ritt ich zu Cäsar Nero und wurde vor Zeugen zum Bürger der Stadt, zum Zenturio und zum Befehlshaber einer kleinen persönlichen Truppe gemacht. Marcus Vinicius stand dabei; ich ignorierte ihn völlig, von einer eiskalten Wut erfüllt. Dreißig Männer wurden mir zugeteilt; Nero schien eingesehen zu haben, daß ich als Mann für besonders gefährliche Einsätze einen gewissen Wert hatte. Ich erfuhr mehr und mehr über die politischen und personellen Strukturen Roms. Mein Gut, das bis zum Zeitpunkt der Übernahme langsam verwahrlost war, wurde von Sklaven bearbeitet. Ich las die zwölf Bücher des Lucius Junius Moderator Columella „Über den Landbau", in denen er alles beschrieb, was ich wissen mußte. Ich kleidete meine Sklaven neu ein, bezahlte sie gut und setzte Prämien aus. Binnen weniger Wochen wurde aus der kleinen Domäne eine reizvolle Perle. Ich ließ ein Haus bauen, in dem ich Flavius und die anderen Männer unterbrachte. Und ich wartete auf Ktesios, den ich irgendwie vermißte - obgleich mich Rico benachrichtigt hätte, wenn er mit den gesuchten Gegenständen floh. Schließlich landete der Gleiter und lud Ausrüstung und Waffen für mehr als dreißig Mann ab. Ich rüstete die kleine Truppe um - noch immer sahen sie aus wie römische Legionäre, aber alles bestand aus Arkon-Stahl und aus Kunststoffen. Rüstungen und Waffen wurden leichter, besser, unzerstörbar und bequemer. Dann begann ich mit der Ausbildung.

*

Über Rom und die Umgebung ging ein tobendes Sommergewitter nieder; die Luft war schwül und feucht, und die Pflanzen schienen vor den Augen der Arbeiter zu wuchern. Blitze zuckten über dem Meer, und die ersten Windstöße fuhren um die kleinen felsigen Hügel. Ein merkwürdiges Licht breitete sich über der Landschaft aus. Unten im Hof versorgten die neunundzwanzig Legionäre unter Flavius' Leitung ihre Pferde. Es war merkwürdig still.

Ein schweres Sonnensegel war über die Terrasse gespannt. Schwalben flogen wie rasend

zwischen ihren Nestern und den Gräsern hin und her und schrien grell. Lalaga wickelte das feuchte Tuch von dem braunen Tonkrug und goß etwas von dem Wein, den sie mit Wasser vermischt hatte, in zwei Becher.

„Hier, Askhan“, sagte sie. Ich lächelte sie an und dankte. In den Wochen seit ihrer Ankunft war sie die erklärte Liebling aller Anwesenden geworden.

„Du denkst wieder einmal nach?“ fragte sie leise.

„Ja, so ist es!“ sagte ich. „Ich fühle mich nur wohl wenn ich handeln kann. Und in den letzten Tagen siegte die Faulheit über die guten Gedanken.“

Sie setzte sich neben mich auf das weiche, schwarz weiße Kuhfell und lehnte sich an meine Schulter.

„Seneca sagt, daß dies der Anfang von vielen Übeln ist. Nicht die Gedanken sind es, die jemanden auszeichnen, sondern die Handlungen, die aus diesen Gedanken stammen.“

„Ich bin verblüfft“, erwiderte ich und strich über ihr langes, glattes Haar.

„Woher kennst du Seneca?“

Auf dem staubigen Feldweg, über den die Schwalben in niedrigstem Flug huschten, sah ich in zwei Kilometer Entfernung einen Reiter auf einem Schimmel.

Hinter ihm flog träge Staub in die feuchtigkeitsgesättigte Luft.

„Durch Arria. Es ist eine Christin. Sie kennt die junge Frau des Seneca, Pompeia Paulina.“

„Ich bin gespannt auf Seneca. Weißt du, wo ich ihn treffen kann?“

„Nein, aber ich kann es herausfinden. Wer ist dieser Reiter dort?“

„Bitte, finde es heraus. Und versuche, ein Treffen zwischen Seneca und mir zu vereinbaren. Ich sehe den Reiter, aber ich erkenne ihn nicht. Er hat's, scheint mir, sehr eilig.“

Die getränkten und gestriegelten Pferde wurden in die Ställe geführt. Die Männer der Garde wuschen sich, sogar mit Seife - dieses kulturelle Geheimnis hatten die Römer von den Galliern übernommen! - und trotteten hinüber in ihr neues Haus. Sie fühlten sich wohl und arbeiteten hervorragend mit, wenn es galt, neue Waffentechniken auszuprobieren und Angriff und Verteidigung zu üben. Ihre neuen Schwerter aus Arkonstahl waren länger, leichter und schärfer; sie durchschlugen jede römische Rüstung spielend.

„Ich werde es versuchen. Übrigens ... Immer, wenn ihr dort auf diesem Feld übt, sieht euch jemand zu. Ich sah einige finstere Gestalten um die Gärten schleichen.“

Vermutlich läßt dich Marcus Vinicius beobachten! sagte der Extrasinn.

„Ich werde mich darum kümmern!“ sagte ich leise und scharf.

Der Reiter war näher gekommen. Ich stutzte und sah genauer hin. Ein fernes Donnerrollen rollte über die Ebene. Ich erkannte ein dunkelbraun gebranntes Gesicht unter einem spitzen Helm, der mit Stoff gesäumt war. Ktesios, der Syrer.

Ich lachte laut, schenkte meinen Becher voll und sagte laut:

„Unser Freund kommt! Ktesios ist da!“

Er winkte zu uns herauf. Dann ritt er mitten in den Hof hinein und scheuchte die Hühner und Gänse nach allen Seiten. Ktesios riß den Schimmelhengst hoch und glitt, noch ehe die Hufe des Tieres wieder den Boden berührt hatten, aus dem Sattel. Dann rannte er auf das Haus zu und stand wenige Augenblicke später verschmutzt, verschwitzt und glücklich lachend vor uns.

„Ich habe alles. Ich sah auch das Geisterauge“, sagte er, griff unter den Stoff seines ledernen Wamses und legte nacheinander fünf Gegenstände auf den Tisch. Sie alle sahen aus wie Gebrauchsartikel des täglichen Lebens und enthielten alles, was ich brauchte, um mit Rico Verbindung aufnehmen zu können.

„Ich danke dir!“ sagte ich und winkte einem Sklaven, das Pferd wegzuführen.

„Die Reise war lang und anstrengend, Askhan“, sagte er.

„Ich brauche ein gutes Essen, einen Krug Wein, ein heißes Bad und einen langen Schlaf. In dieser Reihenfolge, mein Freund. Alles andere morgen, wenn wir ausgeschlafen sind.“

*

Dreißig Männer zügelten ihre Pferde. Ich hatte diesen kleinen Trupp hervorragend ausgerüstet; Rico hatte mir einen gewichtigen Beutel mit frischgeprägten Goldmünzen geschickt, und ich war finanziell vollkommen unabhängig. Die Helme waren leichter und größer und bedeckten, gut gefüttert und mit prächtigen schwarzen Mähnen, einen Großteil des Kopfes und den gefährdeten Nacken. Die Hemden unter den Panzern bestanden aus

einem Gewebe mit Metallfäden - ein Pfeilschuß konnte sie kaum durchbohren. Die Panzer selbst schützten Brust und Rücken, Schultern und Magen. Darüber kam ein breiter Ledergürtel, mit Stahleinlagen verbessert. Zwei Dolche aus feinstgeschliffenem Arkonstahl steckten in ledernen Scheiden.

Das Schwert wog nur die Hälfte eines römischen Legionärskurzschwertes und war wesentlich besser. Auch die Schilde - Stahl, federndes Gewebe und leichte Isolierung - waren um ein Mehrfaches leichter und besser. Sie ließen selbst mit aller Wucht geschleuderte Lanzen und Speere mit Arkonspitzen nicht durch. Wir alle trugen schwarze, bis unters Knie reichende Stiefel, die mit Metall verstärkt waren, dazu Glasfiberbögen und Köcher voller Kunststoffpfeile. Inzwischen schossen alle dreißig Männer ziemlich gut. Flavius war ihr Anführer und mein Vertreter. Alles andere, Lanzen und Speere, Satteltaschen und Sättel, war neu und leicht und stellte gegenüber den bisher verwendeten Gegenständen einen echten Fortschritt dar.

Flavius hob die Hand und fragte:

„Freund Askhan, ich wundere mich zutiefst. Wir alle sind verdiente Legionäre, die nichts anderes als den Krieg kennen. Seit vielen Tagen probieren wir die guten neuen Waffen aus und lernen Dinge, die wir nicht gekannt haben. Was soll das?“

Ktesios grinste breit und rieb sich die Hände.

„Das alles hat seinen Sinn“, erwiderte ich und klopfte den Hals meines Rappen. „Nero zeigte sich sehr zufrieden. Er sagte mir, ich solle mit euch zusammen warten. Dort, wo es am meisten brennt, wirst du dem Senat und dem Volk Roms helfen. Ebenso schnell wie in Judäa.“

„Das sagte er“, murmelte Ktesios. „Ihr müßt wissen, daß unser Freund hier ein unbesiegbarer Krieger ist. Das weiß auch Marcus Vinicius, der jedesmal bleich wird, wenn der Name Askhan fällt.“

Ich lachte kurz.

„Wir können schon morgen von Nero einen Auftrag bekommen. Für uns alle ist es der schnellste Weg zu Einfluß, Ruhm und Geld.“

„Und unter Umständen zu einem schnellen Ende!“ sagte Ktesios.

„Ohne meine Hilfe seid ihr alle samt euren fabelhaften Bögen hilflos.“

„Allerdings. Deine Weisheit ist heller als die Sonne Roms!“ sagte ich. „Dazu ist noch folgendes zu sagen, Freunde. Nero wird nicht mehr lange an der Macht sein. Ich habe den Eindruck, daß er von Jahr zu Jahr schlechter regiert, und daß seine Verschwendungssucht und seine sprichwörtliche Grausamkeit von den Römern nicht mehr länger hingenommen werden. Wir werden sicher noch einige schwere Missionen haben. Und wenn es uns gelingt, zu überleben, dann sind wir die Männer des neuen Cäsars.“

„Ein guter Vorschlag. Ein Plan auf lange Zeit!“ sagte Flavius.

„Ich mache nur solche Pläne. Was wißt ihr von den finsternen Gestalten, die sich von Zeit zu Zeit hier herumtreiben?“

Ktesios schnippte mit den Fingern und sagte leise, aber mit großem Ernst:

„Ich bin einem von ihnen nachgeschlichen. Und was, Askhan, glaubst du, habe ich dabei erlebt?“

„Bin ich Cäsar? Weiß ich es?“ fragte ich.

„Natürlich weißt du es nicht. Wer könnte auch vom großen Askhan verlangen, sich in stinkende Tavernen in Trastevere hineinzuhocken? Erstens traf ich einen alten Bekannten.“

Seine Stimme wurde plötzlich erbarmungslos scharf, und ich sah ihn genauer an. Sein Gesicht zeigte für einen Moment den Ausdruck einer kalten, gefährlichen Grausamkeit.

Auch die anderen Männer spürten sie und schwiegen erwartungsvoll. Er sagte:

„Den Mann, dem du - und ich - die Striemen der Peitsche zu verdanken haben.“

„Der Dunkelhäutige von der Galeere?“

„Ich schnitt ihm die Gurgel durch“, sagte Ktesios leise und in größter Freundlichkeit. Ich fröstelte plötzlich. In die gedrungene Gestalt mit der scharfen Hakennase kam plötzlich Bewegung. Er riß den Dolch heraus und erklärte:

„Die Späher und Spione trafen sich in den dunkelsten Ecken mit Marcus Vinicius, wie du sicher nicht anders erwartet hast!“

Ich sah ihn an, nickte und sagte schließlich:

„Ich weiß noch nicht genau, was das zu bedeuten hat, aber wir sollten uns danach richten.“

Marcus scheint nicht unser bester Freund zu sein. Männer! Seid vorsichtig und wartet. Und übt weiter. Ich sehe größere Aufgaben auf uns zukommen!"

Sie schlugen mit den Fäusten, die in stahldrahtverstärkten Lederhandschuhen steckten, auf die Rüstung. Die Pferde erschrecken, als die Schwerter auf die Schilde geschlagen wurden.

„Wir werden kämpfen!"

Ich stieg aus dem Sattel. Für heute war die Übung beendet, und tatsächlich sagte mir eine ferne Ahnung, daß Neros nächste Order nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

In einer der nächsten Nächte wachte ich auf, weil die Hunde wie besessen zu heulen begannen. Ich richtete mich auf und hob vorsichtig den Arm des Mädchens von meiner Brust. Sie wachte auf und flüsterte:

„Was ist das, Askhan? So hell und so rot. Und die Hunde.. .?"

Ich ging über den harten Teppich aus geflochtenen Pflanzenfasern und trat hinaus in die nächtliche Kühle der Terrasse. Ich schaute nach Nordwesten. Dort, wo an klaren Tagen die Mauern und weißen Tempel der Stadt zwischen dem Grün hervorleuchteten, sah ich Flammen und eine gigantische Säule schwarzen Rauches, die fast senkrecht in den Himmel aufwuchs.

„Rom brennt!" sagte ich. „Es ist unglaublich, aber die gesamte Stadt brennt. Es muß ein wahnsinniges Feuer sein!"

Sie trat, nur in einen weißen Mantel gehüllt, neben mich und hielt sich an meinem Arm fest. „Tatsächlich. Es gibt immer wieder kleinere Brände, aber dies dort..."

Das war dieser wahnsinnige Nero! sagte mein Extrasinn. *Sicher verfolgt er damit eine weitere, wohlkalkulierte Teufelei!*

Ich konnte es nicht glauben!

*

Neun Tage lang brannte die Millionenstadt, der vergoldete, menschenstarrende Nabel der römischen Welt. Neun volle Tage lang. Und Cäsar Nero stand im Gewand eines Schauspielers auf dem Turm des Maecenas und war berauscht von der Schönheit der Flammen.

Zwei Drittel der Stadt waren eingeäschert worden. Tagelang regnete es in der römischen Ebene Ruß und Asche. Selbst der Regen der wenigen Gewitter roch nach Rauch und Flammen.

Es war kennzeichnend für den Lebenswillen der Römer, daß sie noch am gleichen Tag, an dem man die letzte Ruine gelöscht hatte, mit den Aufräumarbeiten und dem Wiederaufbau begannen.

Und Nero plante einen neuen Palast. Es sollte ein „Goldenes Haus" werden.

Eines Morgens kam Ktesios zurück und berichtete:

„Man ist sicher, daß Nero selbst die Stadt angezündet hat. Aber er fühlt sich genötigt, andere Schuldige zu suchen, um sie den aufgeschreckten Bürgern zu präsentieren. Er wird die Christen dafür verantwortlich machen."

Ich starrte ihn an. „Arria ist in Gefahr!"

„Sie ist doppelt gefährdet. Senecas Frau hat sie eingeladen!"

Ich versprach, mich schnell darum zu kümmern.

*

Am nächsten Morgen geschahen drei wichtige Dinge fast gleichzeitig.

Zuerst kam Lalaga und sagte, daß Seneca mich zu sprechen wünschte. Sie nannte auch den Treffpunkt. Die junge Christin würde Seneca dorthin bringen.

Ein Bote von Nero erschien und zitierte mich für den nächsten Tag zum Cäsar.

Und ein Knabe, der nach Ktesios verlangte. Die beiden flüsterten lange miteinander und verschwanden dann. Nach einer Weile kam Ktesios zurück und sagte:

„Überall schwärmen Trupps aus. Sie fangen jeden Christen, den sie kennen. Wir müssen versuchen, das Mädchen zu retten."

„Ich bringe sie hierher", versprach ich. „Sobald ich mit dem Philosophen gesprochen habe."

„Gut. Brauchst du Hilfe?"

„Ich werde es dir sagen, wenn ich fortreite!" erwiderte ich.

Seneca schien die Stadt, die er verlassen hatte, nicht mehr gern betreten zu wollen. Damals, als er nicht mehr länger Berater Neros sein wollte, der zu dieser Zeit erfolglos versuchte,

einen Kanal durch die Landenge von Korinth zu bauen, hatte er von der Stadt Abschied genommen. Wir wollten uns in einer kleinen, halb von Büschen und Olivenbäumen verwachsenen Tempelanlage in der Nähe des *sepulchrum Scipionum* treffen. Ich ritt los, nur mit Bogen und Köcher bewaffnet und dem getarnten Lähmstrahler. In einigem Abstand folgte Ktesios auf seinem Schimmel. Es war wieder einer der strahlenden, heißen Sommertage. Ständig überholte ich schwere Fuhrwerke, die Steine und Holz, Ziegel und Lehm zur Stadt brachten. Ein nicht endenwollender Strom von Bauern, Sklaven und Handwerkern bewegte sich den sieben Hügeln zu. Ich bemerkte die schmale Abzweigung der Straße und ritt zwischen Bäumen, Säulenstümpfen und herumliegenden Steinquadern auf das Tempelchen zu.

Zwanzig Meter vor den weißen Stufen sprang ich aus dem Sattel, nahm mein Pferd am Zügel und ging langsam auf den Tempel zu. Ein Mädchen trat zwischen den Bäumen hervor und hob die Hand.

„Du bist Askhan, nicht wahr?“ fragte sie und lächelte. Sie hatte ein schmales Gesicht und weiße Haut. Nicht älter als vierzehn, fünfzehn Jahre, aber mit klugen Augen.

„Ja. Du mußt Arria sein. Du hast den Philosophen hierher gebracht?“

„Seneca kommt gern und oft hierher. Er hat viel von Lalaga über dich gehört. Sei freundlich zu ihm; er schätzt die rauhen Sitten der Kriegsmänner nicht!“

Ich lächelte zurück und ging langsam an ihr vorbei, während sie mir den Zügel abnahm.

„Keine Sorge. Ich bin nicht immer ein Mann des Krieges.“

Wir nickten uns zu, und ich versuchte, Ktesios irgendwo zu entdecken. Merkwürdig, aber ich fühlte mich sicher, wenn dieser durchtriebene Mann in meiner Nähe war. Sicherlich war seine moralische Überzeugung wie Wachs, das sich schmelzend allen harten Oberflächen anglich, aber seinen Freunden gegenüber bewahrte er eine unerschütterliche Loyalität. Als ich den Tempel erreichte, den Bogen in der Linken, sah ich einen alten Mann mit einem Löwenkopf, mit faltigem Hals und klugen Augen. Er trug eine Tunika, einfache Sandalen und sah mir aufmerksam entgegen.

„Askhan, der weißhaarige Mann aus dem Partherland?“ fragte er.

Ich hob die Hand und trat auf ihn zu.

„Lucius Annaeus Seneca, der Weise und Philosoph“, sagte ich.

„Ich kam, um mit dir zu sprechen.“

„Nun“, sagte er und strich das weiße Haar seines Backenbartes glatt, „das tun wir bereits. Du bist der Mann, der einen Pflug mit Rädern in dieses Land gebracht hat. Und du bewirtschaftest jenes Gut dort, von Neros Gnade dir geliehen?“

Ich stimmte zu.

„Nero“, sagte ich leise und senkte den Kopf. „Du warst sein Lehrer. Und wir alle wissen, wie wahnsinnig er ist. Wie lange, Seneca, werdet ihr Römer diesen Tyrann noch dulden?“

„Tyrannenmord spült nur den Bodensatz des Volkes hoch“, sagte er. „Lauter düstere Elemente kommen dann zum Vorschein, und Chaos bricht aus. Das geringste Übel ist noch immer das beste.“

„Das mag weise gesprochen sein“, erwiderte ich, während wir eine langsame Wanderung rund um die schlanken Säulen des Tempels begannen, „aber Nero kann mehr zerstören als aufbauen. Ein Mörder, ein sittenloser Mann, ein Wüstling und ein Sadist auf dem Thron des großen Julius Cäsar? Ich finde, daß Roms Toleranz eine besondere Art von Selbstmord ist.“

Seneca ging etwas vornübergebeugt. Sein Gesicht und jede seiner Gesten strahlten eine Ruhe aus, die mir nur zu einem geringen Teil verständlich war. Nun, schließlich war er Philosoph und nicht ich. Er zupfte an den Falten der Tunika und sagte:

„Über gut oder böse können nicht die Sinne entscheiden, denn sie wissen nicht, was nützt und schadet.“

„So ist es. Du bist Stoiker. Aber ich entscheide nicht über meine Sinne, sondern über die Vernunft. Und zweifellos kann sich das mächtige Rom eine solche Unvernunft nicht mehr lange leisten. Nicht einmal Rom übersteht auf die Dauer einen solch blutgierigen Tyrannen.“

Er sah mich an und zwinkerte verwirrt. Wieder nahmen wir unsere Wanderung auf.

„Du bist von Vinicius hierher gebracht worden? Du weißt, daß er dich haßt?“

„So ist es. Er haßt mich, und ich glaube, ich finde ihn auch nicht besonders liebenswert.“

Seneca murmelte:

„Du sagst es. Ich bin ein Philosoph, und wir von der Stoa sehen alle Dinge anders. Sicher

ist es so, daß die wahre Art des Lebens nur wenigen gegeben ist. Das rechte Maß der Dinge, die kluge Lebensführung - dies ist selten und schwierig."

„Du sagst es!" murmelte ich. „Niemand weiß es besser als ich."

Er warf mir einen nachdenklichen Blick zu.

„Alle diese Männer, denen Macht gegeben worden ist, werden von der Macht und von ihrem Reichtum, von ihrer Position und ihrer angeblichen Gottähnlichkeit verdorben. Nero oder Gaius Julius, Marcus Vinicius und wie sie alle heißen. Sie werden verdorben und verlieren das rechte Maß, falls sie es jemals besessen haben.

Jede Tugend beruht auf dem rechten Maß. Charakterfestigkeit ist keines Fortschrittes mehr fähig, so wenig wie Vertrauen, Wahrhaftigkeit und Treue."

„Sicher hast du recht. Und wenn du erführest, daß jemand versucht, Nero umzubringen?"

Er hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. Er machte eine Geste der Ratlosigkeit.

„Ich weiß es nicht. Eine Frage - warum willst du mit mir sprechen?"

„Aus zwei Gründen", erwiderte ich ernst. „Ich will von dir wissen, was getan werden kann, um die Christen zu retten. Nero will sie für den Brand Roms verantwortlich machen."

Er sagte hart:

„Nichts!"

„Ich verstehe", erwiderte ich leise.

„Und wie steht es mit Arria? Willst du, daß auch sie von den Bestien zerfleischt wird?"

Das schien ihn auf den Boden der Wirklichkeit zurückzubringen.

Er blieb stehen und lehnte sich an eine der Säulen.

„Arria ...", murmelte er. „Sie wissen, daß sie bei mir ist. Sie wissen auch, daß sie Freundin deiner Freundin ist. Was können wir tun?"

„Das eben wollte ich von dir erfahren", meinte ich.

„Du hast eine kleine Garde. Du kannst Arria verstecken, und wenn sie versuchen sollten, sie mit Gewalt zu holen, kannst du dich bis zu einem bestimmten Punkt wehren."

„Ich sehe, daß die Philosophie eine Wissenschaft ist, die nur in der Stille gelebt werden kann. In dem Augenblick, wo Philosophie ein Schild sein soll, der einen Pfeil abwehren soll, versagt dieser Schild. Ist es nicht so, Lucius Annaeus?"

„So ist es. Und die zweite Frage?" erkundigte er sich.

„Ich wollte einen Rat von dir. Einen Rat von einem Menschen, der Philosoph ist. Was soll ich tun? Du weißt, wer ich bin und was ich kann."

Die Antwort Senecas erstaunte mich völlig. Er sagte leise und scharf:

„Versuche, den Tyrannen umzubringen. Und auf eine Art, die keinen Verdacht auf dich fallen läßt. Wenn du es nicht tust, wird es ein anderer tun. Irgendwann fällt jeder Tyrann. Es mag drei oder vier Jahre dauern, aber eines Tages wird jemand den Cäsar zwingen, sich umzubringen."

Ich starrte die Steinplatten des Bodens an und zählte die Abschnitte des dunklen Mooses, das in den Ritzen wuchs.

„Das ist dein Rat, Seneca? Ernsthaft?" fragte ich dann.

„Ja. Ich gab ihn in völliger Offenheit!" antwortete er glaubwürdig.

„Und warum gibst du mir diesen Rat? Warum gerade mir?"

Er schien zu zögern.

„Ich glaubte bisher, ich erkenne einen Mann, wenn ich ihn lange genug ansehe. Das scheint sich heute bestätigt zu haben. Dein Auftreten ist das eines klugen, starken Menschen, der die Unschlüssigkeiten der Seele besiegt hat. Deine Gesten und deine Worte sagen mir, daß du Unwesentliches von Wichtigem scheiden kannst. Du bist stark und klug. Nur ein Mann wie du kann einen Tyrannen in die Knie zwingen. Auf welche Weise auch immer."

Wir sahen uns in die Augen, dann nickte er aufmunternd.

„Das war die Rede eines törichten alten Mannes, der das Ende des Weges vor sich sieht. Meine Hoffnung, mit meinen Schriften die Menschen ein wenig besser zu machen und ihnen die Welt und ihre verschlungenen Wege aufzuzeigen, hat sich nicht erfüllt."

„Das kann auch ich von mir behaupten!" murmelte ich düster und dachte an die lange Reihe meiner Enttäuschungen und Resignationen.

„Und deshalb, weil du Höhen und Tiefen des Lebens kennst und weißt, wann was zu tun ist, gab ich dir diesen Rat, befolge ihn oder nicht - es wird nichts an der Geschichte der Welt ändern."

Ich verneigte mich und griff nach seinem Handgelenk.

„Arria soll dich nach Hause geleiten. Schicke sie gleich nachher mit einem zuverlässigen Diener zu mir hinüber. Ich werde, so gut es geht, auf sie aufpassen.“

„Ich danke dir, Zenturio Askhan Arcon!“ sagte er.

Wir gingen nachdenklich und schweigend den kurzen Weg vom Innern des Tempels bis zu der Stelle, an der Arria mit dem Pferd wartete. Verborgен auf einer kleinen Anhöhe sah ich Ktesios auf einem Säulenrest sitzen.

„Du wirst heute abend bei mir sein und bei Lalaga“, sagte ich. „Bringe mit, was du besitzt, und versuche, ungesehen zu kommen, ja?“

Seneca lächelte ihr in der typisch wohlwollenden Art alter Männer zu, fuhr über sein schütteres Haar und sagte:

„Und wenn du von deiner Mission zurück bist, werde ich mich freuen, dich und alle, die du magst, bei mir im Haus begrüßen zu dürfen.“

„Ich werde es nicht vergessen!“ versprach ich.

Langsam stieg ich in den Sattel, warf den gespannten Bogen über die Schulter und ritt dann los. Nach kurzer Zeit stieß der Syrer zu mir und ritt eine Weile schweigend neben mir her. Schließlich, wie nach langem inneren Kampf, sagte er:

„Wenn sie bei Seneca das Mädchen holen wollen, wird er ihnen sagen müssen, wo sie ist. Auf die Dauer können wir uns den Befehlen des Cäsars nicht widersetzen. Wo du doch ein so einflußreicher Mann im Palast bist oder werden wirst.“

„In diesem Fall werden wir sagen, sie sei vor Furcht weggelaufen. Es ist alles nur eine Frage der Geschicklichkeit.“

Er nickte, spuckte aus und knurrte:

„Das Gespräch mit dem Weisen hat dich weise werden lassen, mein Freund. Ich sehe, daß du von dieser Welt noch immer keine Ahnung hast. Du hättest Stoiker werden sollen.“

„Oder Gladiator!“ sagte ich und schlug ihm zwischen die Schulterblätter.

Am nächsten Tag führte man mich zu Nero. Er stand zusammen mit Marcus Vinicius, der mich haßerfüllt musterte, vor einem Bauplan. Es war, der Größe und den Linien nach zu urteilen, ein riesiges viereckiges Haus.

„Aha! Der tapfere listenreiche Söldner Roms!“ sagte Nero und musterte meinen ein wenig auffallenden Anzug. „Ich hörte, daß deine kleine Truppe schnell und gut durchgearbeitet ist.“

„Schnell und tapfer, Cäsar!“ sagte ich. „An welcher Stelle des Reiches gibt es Unruhen?“

„Diesmal in Sardinia“, sagte Marcus. „Dort, wo die Sklaven schnell sterben.“

Ich wußte, was er sagen wollte. Der Abbau von Silbererzen und anderen Erzen wurde dort unter Bedingungen betrieben, die einem glatten Todesurteil gleichkamen. Die Verbrecher, *ad effodienda metalla* verurteilt, wurden in großen Mengen und in einer barbarischen Zucht gehalten. Niemand, der hier einen Aufstand wagte, hatte mehr als einen schnellen Tod zu riskieren. Dieser war dem langsamen Siechtum vorzuziehen. Cäsar sagte leise:

„Unser Freund hier hat gemeint, du wärest der richtige Mann für Argentaria. Dort tobt ein Aufstand. Wir werden schnell sein müssen. Außerdem habe ich noch andere Aufgaben auf dieser Insel für dich.“

Ein Teil der Insel ist von Insekten verseucht, die schwerste Krankheiten übertragen, flüsterte eindringlich mein Extrasinn.

„Wir werden hinfahren und schnell Ordnung schaffen. Nur die kleine Truppe, Cäsar Nero?“

Er nickte und erwiderte schroff:

„Ich werde für die Verbrecher, die früher oder später ohnehin sterben, nicht eine Legion verschwenden.“

„Recht so!“ erwiderte ich. „Wir finden ein Schiff in Ostia, das uns nach Ulbia bringt?“

„Ich habe alles vorbereitet. Ein schnelles Schiff. Schnelle Arbeit. Und dann eine Zeit, in der du die Verhältnisse bessern sollst.“

„Ich werde gehorchen!“ sagte ich. „Wann fahren wir ab?“

Nero sagte:

„Reite zu deinen Männern, sammle sie und begib dich zum Hafen. Frage den Verwalter. Er weiß alles. Und noch etwas, Askhan!“

„Ja?“

„Eure Köpfe fallen, oder ihr sterbt in der Arena, wenn es euch nicht gelingt, schnell zu handeln. Gelingt es, steigt ihr alle in hohe Ehren.“

Ich sagte ruhig:

„Ich weiß, daß uns weder die Fiebermücken, noch die Sklaven oder Verurteilten, noch andere Dinge aufhalten werden. Noch nie war Rom ein Sieg so sicher.“

Marcus kochte. Vielleicht gelang es mir, ihn herauszufordern. Ich spürte fast körperlich, daß er nur auf eine Gelegenheit lauerte, mich umzubringen oder dafür zu sorgen, daß es jemand für ihn tat. Ich verzog meine Lippen zu einem verächtlichen Grinsen und blickte Marcus an.

„Du reist nicht mit uns, Tribun?“ fragte ich.

Nero kicherte und warf mir einen listigen Blick zu.

„Er ist hier viel wichtiger. Er wird die Schuldigen am großen Brand zusammentreiben. Die Christen waren's.“

„Ich habe niemanden gesehen!“ sagte ich. „Noch heute gehen wir an Bord, Cäsar, und wir werden einen Schnellsegler schicken, wenn wir gesiegt haben.“

„Recht so“, murmelte Nero, ließ mich stehen und widmete sich wieder seinen Plänen, „einen ausgezeichneten Mann hast du da gebracht, Vinicius, nicht?“

Marcus Vinicius schwieg.

Ich verließ den Palast und ritt langsam durch ein unendliches Ruinenfeld, in dem offensichtlich eine Million Menschen arbeitete. Ein einziger summender Lärm war über der Stadt. Nero ließ mehrere der unerträglich engen Straßen verbreitern und Häuser bauen, deren Pläne zum Teil von mir stammten; ich hatte auf dem Forum Architekten getroffen und ihnen beigebracht, auf welche Weise man mehrstöckige Häuser errichten konnte. Als ich am Gutshof anlangte, erwarteten mich bereits Flavius und Ktesios. Sie waren in den letzten Wochen unzertrennliche Freunde geworden, die sogar das Bordell miteinander besuchten.

Mit der Miene eines Verschwörers neigte sich Ktesios vor und flüsterte heiser:

„Sardinia, Meister der Waffen?“

„Ja. Und vorher muß ich euch ein Mittel eingeben, sonst sterben wir alle.“

„Also doch. Ich ahnte es. Natürlich mußt du mich mitnehmen, denn sonst seid ihr hilflos!“

Ich schüttelte den Kopf und legte die Hand auf seinen Arm.

„Zum erstenmal bitte ich dich, Ktesios, mein Freund“, sagte ich halblaut und drängend, „bleibe hier und passe auf Lalaga und Arria auf. Versprichst du es?“

Er warf theatralisch die Arme in die Höhe und rief jammernd aus:

„Du beraubst mich der wenigen Vergnügungen, die ein Mann in meinem hohen Alter noch haben kann.“

Und dabei war er höchstens drei Jahre älter als ich. Das heißt, älter als ich in dem Augenblick, als ich den Zellschwingungsaktivator erhalten hatte. Ich behandelte alle meine Männer mit dem Impfstoff gegen jene fiebrige Krankheit und sagte ihnen, was zu tun war, nachdem ich die Anordnungen des Schreibers gelesen hatte. An diesem Abend wollten wir noch arbeiten, und ich beschloß, mich kurz hinzulegen und nachzudenken.

*

Ich schlief nur eine halbe Stunde.

Dann ging ich hinunter zum Brunnen, wusch mich und begann, meine Satteltaschen zu packen. Dieses Mal wollte ich jedes Risiko ausschalten oder es wenigstens versuchen. Senecas letzte Worte hatten mich zutiefst beunruhigt. Atlan als Tyrannenmörder? Es war undenkbar. Ich vergewisserte mich, ob ich nichts vergessen hatte, als Lalaga eintrat.

„Ich weiß nicht, wie lange wir fortbleiben!“ sagte ich. „Wir werden von Ulbia aus zu den Bergwerken reiten. Ktesios wird hierbleiben und auf euch Mädchen aufpassen.“

Wir nahmen Abschied voneinander. Lalaga klammerte sich an mich, als sei sie von bösen Ahnungen geplagt und wisse, daß etwas geschehen würde.

Ich ließ mich von ihrer Unruhe anstecken und sagte:

„Der Syrer ist mein Freund und Stellvertreter. Ihr müßt nur Arria verstecken, wenn die Häscher des Marcus Vinicius kommen. Versprichst du es?“

Sie nickte.

„Kommt bald zurück!“ bat sie.

Ich versprach es.

Wir schlepten die Sättel und die Satteltaschen heraus, machten die Pferde fertig und hielten einen letzten Appell ab. Alles war bereit. Ktesios kam aus dem Haus und blieb neben meinem Rapphengst stehen, als ich im Sattel saß und den Schild auf den Rücken warf.

„Nehmt euch in acht!“ sagte er leise. „Ich weiß es nicht genau. Aber etwas braut sich zusammen unter dem Gesindel der Tavernen.“

„Vinicius?“

„Ich vermute es. Aber er würde es nicht einmal in der Folter zugeben. Reitet gut und siegt. Ihr habt es nur mit Sklaven zu tun.“

Er lachte bitter; wie wir alle fühlte er, daß hier Elefanten gegen Hasen kämpfen würden.

„Gib gut auf die Mädchen acht, Freund Ktesios!“ sagte ich. „Los, Männer!“

Einunddreißig Männer mit zwei Lasttieren ritten los. Wir bogen aus dem Hof hinaus, ritten zwischen den Bäumen dahin und bewegten uns in einem kräfteschonenden Galopp auf eine der größeren Straßen hinaus, die in Wirklichkeit nicht mehr als breite Feldwege waren. Ich drehte mich halb im Sattel herum und rief:

„Bis wir auf dem Schiff sind, Freunde, müssen wir jeden Moment mit einem Überfall rechnen. Haltet die Lanzen und die Schwerter bereit und die Schilde. Es kann sein, daß ich nicht recht habe - aber ihr habt gehört, was Ktesios sagte. Gebt also acht!“

„Wir haben verstanden.“

Wir ritten in Zweierreihen, die Packpferde am Schluß des Zuges. Unsere Augen unter den festgeschnallten Helmen blickten umher. Noch befanden wir uns in der ebenen Landschaft vor Rom. Es waren nur einige Stunden bis Ostia, doch in diesen Stunden waren wir gefährdet.

Wir umgingen die Stadt und kamen auf die Straße nach Ostia. Ab jetzt stieg die Gefahr: Diese Straße mußten wir benutzen. Ich rief zu erhöhter Wachsamkeit auf. Die Männer nahmen die Schilde und sahen um sich. Unser Galopp wurde ein wenig schneller. Ich gab dem Rappen die Sporen und sonderte mich ein wenig von der Truppe ab, wich aus und ritt neben der Straße dahin. Der Verkehr war in dieser späten Mittagsstunde spärlich geworden. Meine Unruhe und Spannung wuchsen. Und dann, hinter einer Biegung, sah ich Bewegung im Gebüsch neben beiden Seiten der Straße. Ich riß mein Schwert heraus und zog die Zügel an. Dann waren die anderen Männer heran. Flavius warf mir einen finsternen Blick zu, und ich nickte.

„Dort vorn!“

Wir wurden schneller. Ein rasender Wirbel aus Pferdehufen ertönte. Schnauben und Waffenklirren, kurze Ausrufe. Ein zerlumpter, bärtiger Mann stand auf, wirbelte zwischen den Büschen eine Schleuder über seinem Kopf und löste sie aus. Ein Stein zischte durch die Luft auf mich zu. Ich riß den linken Arm hoch, winkelte ihn an, und der Stein prallte krachend vom Stahl ab.

Dann waren wir heran.

Etwa fünfzig Gestalten sprangen aus dem Gebüsch. Sie trugen Knüppel, Dolche und rostige Schwerter. Ich sprengte mitten in das dichteste Gewimmel hinein, ließ den Rappen hochsteigen und sich drehen. Ich schlug mit dem Schwert um mich, traf Köpfe und Schultern, Arme und Waffen. Mit einem berstenden Knall zerbrach ein rostiges Kurzsword. Ein Mann schnellte sich hoch und versuchte, mich aus dem Sattel zu zerren.

Seine Hand mit dem Dolch zuckte hoch. Ich zog den Fuß aus dem Steigbügel und trat den Angreifer vom Hals des Pferdes. Der Rappe wirbelte mit den Hufen um sich und zerschmetterte einem Mann mit einem schmutzigen Verband um den Kopf den Schädel. Dann hatte ich mich freigekämpft. Rings um mich lagen Verletzte. Ich sah einen Mann, der quer durch die Büsche in panischer Angst floh. Ich riß das Pferd herum und sprengte mit vier, fünf mächtigen Galoppsprüngen in den Haufen der Kämpfenden hinein. Jemand hatte einen meiner Männer aus dem Sattel gerissen - ich setzte über den aufschreienden Mann hinweg und schlug ihm die flache Seite des Schwertes zwischen die Schulterblätter. Er fiel wie ein Pfahl um.

„Flavius! Hierher!“ schrie ich.

Vier oder fünf meiner Leute waren abgesprungen und kämpften in einem Pulk von Pferdeleibern und Angreifern. Schwerter und Knüppel bewegten sich. Die Hiebe prasselten auf Schilde, Rüstungen und Helme. Ich sah mich in rasender Eile um. Staubschleier verdunkelten das Bild. Dort ein auskeilendes Pferd. Daneben ein Legionär, der einem Angreifer das Schwert in den Hals stieß. Dahinter ein Feldstein, der auf einem Schild zerbarst und den Legionär vier Meter rückwärts schleuderte. Flavius, der sein Pferd mitten durch einen Haufen Angreifer zwang, die einen Legionär töten wollten. Der alte Zenturio schlug rechts und links vom Pferdehals auf die Köpfe der Männer. Überall Schreie und Jammern,

Flüche und heiser gekeuchte Ausrufe. Ich sprengte nach rechts hinüber und ritt einen Angreifer zusammen, der eben mit einem Speer gegen einen Legionär vorging, der einen anderen Mann aus dem Hinterhalt abwehrte. Mein Schwert zerschnitt den Speer, und mit dem Schild schmetterte ich den Mann zu Boden.

Flavius kam heran. Er riß einem Mann den Speer aus der Hand und warf ihn hoch. Dann schlug er den Angreifer mit dem Schild nieder. Er fing den Speer, der sich gedreht hatte, wieder auf und schleuderte ihn mit aller Macht von sich. Das Geschloß nagelte einen weiteren Mann fast an den Boden.

Dann brachen zwei Legionäre aus dem Haufen aus, ritten nach vorn und fingen einen der Angreifer. Nur noch an zwei Stellen wurde gekämpft. Dann nur noch an einer - und als ich meinen ersten Pfeil verschossen hatte, war der Kampf beendet. Zwei Fuhrwerke voller Marmorplatten kamen hinter der Biegung hervor, und der Lenker hielt schreiend seine Ochsen an.

„Du hattest recht!“ sagte Zenturio Flavius, löste das Kinnband des Helmes und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. „Dieser Hund. Dieser Abschaum der Dämonen! Ich werde ...“

Ich sagte scharf:

„Du wirst mit mir zusammen nachsehen, was für Verletzungen unsere Männer davongetragen haben.“

Einige Reiter setzten den flüchtenden Tieren nach und fingen sie ein. Ich stieg ab und ging durch den Haufen der Toten und Verwundeten. Der ganze Kampf hatte so lange gedauert, wie man braucht, um zwei Becher Wein auszutrinken. Die Pferde beruhigten sich. Auf uns allen lag eine feine Staubschicht, die bitter auf der Zunge schmeckte und den Gaumen verklebte. Spuckend und hustend gingen die Männer zu den Pferden.

Ich begann zu zählen. Niemand von unseren Männern war tot, aber ich sah eine Menge Blut und aufgeschürfte Stellen. Wir würden auf dem Schiff genug Zeit haben, die Wunden zu versorgen.

„Niemand ist getötet worden!“ sagte Flavius neben mir.

„Deswegen haben wir Tage und Wochen immer wieder geübt, mein Freund“, entgegnete ich. Ich blieb neben dem Pferd stehen, als die Legionäre einen Flüchtenden heranschleppten. Sie schleiften den Mann an den Haaren und am Stoff des Kittels durch Dreck und Steine des Weges heran und ließen ihn los. Er fiel direkt vor meine Füße. Ich kauerte mich nieder, zog den Dolch und drehte den Angreifer mit einer einzigen Kraftanstrengung herum.

„Sprich! Wenn dein Augenlicht etwas wert ist - sprich!“ sagte ich leise. Er merkte die tödliche Drohung in meiner Stimme.

„Ja - ja!“ gurgelte er und schluckte mehrmals.

„Ihr seid bezahlt worden, uns zu überfallen und zu töten?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Ich weiß es nicht, Herr. Verschont mich. Ich habe Kinder und ...“

„Wer gab euch das Gold, wer nannte euch den Platz?“

„Ein Buckliger im gelben Gewand! Er sprach mit jedem von uns. Einzeln, Zenturio! Glaube es!“

„Du kennst Marcus Vinicius, den Mann an Neros Seite?“

„Ja!“

Ich überlegte kurz, dann holte ich aus meinem Gürtel ein großes Goldstück heraus. Ich hielt es dem halbverhungerten, verwundeten Mann vor die Augen, nahm aber den Dolch nicht von seiner Nasenwurzel.

„Du gehst zu ihm. Du sagst ihm, Askhan Arcon, der Zenturio des Nero, habe mit dir gesprochen. Gib ihm dieses Goldstück. Zeige es ihm, denn es trägt meinen Kopf und meinen Namen! Sage Vinicius, daß ich ihn für diesen Überfall eigenhändig erdrosseln werde!“

„Ja. Ich werde rennen, bis zum Palast!“

„Das hat dein Leben gerettet!“

Ich nahm den Dolch von seinem angstverzerrten Gesicht, warf das Goldstück neben ihn hin und stand auf.

„Weiter, Männer. Auf dem Schiff haben wir Zeit für alles!“

Der Zug hatte sich wieder geordnet. Flavius hatte dafür gesorgt, und als erfahrener Kämpfer im Dienst Roms waren die Männer Disziplin gewohnt. Ich schwang mich in den Sattel und

hielt nur kurz bei dem Volksauflauf an, der sich neben dem ersten Fuhrwerk versammelt hatte.

„Ihr geht nach Rom?“

„Ja, natürlich! Was gab es? Wer seid ihr? Wer hat euch überfallen? Warum?“

Die Fragen prasselten auf mich ein. Ich hob die Hand und sagte laut:

„Sagt in Rom, eine Truppe des Cäsars, die Ordnung auf Sardinia stiften sollte, ist von gedungenen Mördern des Marcus Vinicius überfallen worden!“

„So ist es? Das war es ...“

Den Rest hörte ich nicht mehr. Ich ritt meinen Männern nach, überholte sie und setzte mich an die Spitze des Zuges. Wir erreichten Ostia, verluden die Pferde auf das mittelgroße Schiff und erfuhren vom Verwalter des Hafens nähere Einzelheiten. Er verwies uns an den Kapitän des Schiffes, der ein ausgezeichnete Kenner der Sarden und Sardinias sei. Dann legte das Schiff ab und nahm Kurs auf die beiden Inseln im Westen Roms.

*

Als wir mit gutem Wind, der das purpurne Segel blähte, an den *Insulae Cuniculariae* vorbeikamen, sah ich zum erstenmal in meinem Leben die seltsam smaragdgrüne Farbe des seichten Meeres. Wir segelten entlang einer zerklüfteten Küste, an der außer der Macchia nichts wuchs. Steinbrocken, zwischen denen Ziegen und Schafe weideten. Ein halbzerfallener Wachturm grüßte uns stumm. In einer weit geschwungenen Linie, uns sorgfältig vom Ufer fernhaltend, segelten wir um den großen Vorsprung nördlich der Bucht von Ulbia, einer kleinen Hafenstadt. Auf der mehrtägigen Fahrt hatten wir unsere Wunden verbunden, wobei ich mit Salben, Verbänden und Medizin half - und wir wußten vom Schiffsführer alles über das Land, die Leute und die römischen Bergwerke.

„Ich könnte euch, Zenturio, auch nach Caralis bringen, am südlichen Ende der Insel. Aber die meuternden und entflohenen Sklaven und Verbrecher halten sich bei Forum *Traiani* auf und nördlich davon, am Thyrsus. Ihr müßt sie zurücktreiben.“

Das waren etwa hundert Wegstunden zu Pferd, wie ich aus dem Studium der Karten ersah. Ich hatte bereits einen Plan, aber ob er sich so durchführen ließ, war zur Stunde noch fraglich.

„Du kennst den Verwalter der Bergwerke?“ fragte ich.

Nur die Arbeiter in den Silberbergwerken hatten sich erhoben und versuchten, sich mit den Hirtenstämmen zu verbünden. Der Kampf gegen sie war sicher nicht schwierig, aber die Suche würde eine Menge Zeit und Mühe kosten.

„Ja. Ein dummer, habgieriger Mann. Er tut alles, wenn man ihm Besitz verspricht oder Gold gibt!“ sagte der Schiffsführer und spuckte ins Hafenwasser.

„Ich liebe solche Menschen“, erwiderte ich. „Sie sind gute Werkzeuge!“

Das Schiff legte schwerfällig an. Wir gingen an Land und führten die Pferde in die Ställe der cäsarischen Garnison. Sie war nicht besonders groß, spärlich ausgestattet und außerdem bis auf ein paar verhungerte Köter ziemlich leer. Meine Männer und ich gingen in eine der Hafenschenken, aßen Unmengen gebratenen Fisches, tranken Wein und schäkerten mit den dunkelhäutigen Mägden, die offensichtlich späte Folgen der karthagischen Besatzung waren.

Am nächsten Morgen brachen wir auf.

8.

LUGUIDO, INSULA SARDINIA:

Wir ritten dahin, die Hände an den Zügeln und an den Waffen. Unsere dunkle Kleidung tarnte uns ein wenig, aber jeder Sonnenstrahl ließ die vergoldeten Teile der Rüstungen aufschimmern. Wir waren also für jeden Halbblinden gut sichtbar. Die Hälfte der Männer hielt den gespannten Bogen in der Hand, die andere Hälfte das gezogene Schwert. Wir tasteten uns einen unglaublich gewundenen Ziegenpfad empor zu einem Gebirgszug, der von Nordost nach Südwest verlief und steile Bruchkanten aufwies. Die Straße nach Luguido hatten wir seit Tagen verlassen - wir kampierten im Freien und in Höhlen des verwitternden kristallinen Schiefers der Berge.

„Ich begreife dich nicht, Zenturio!“ sagte Flavius, der sein schweißtriefendes Pferd neben

mir anhielt. „Wir sind hier, um einen Aufstand niederzuschlagen, und du denkst nicht daran, die Verbrecher einzufangen!"

Ich erwiderte leise:

„Wenn wir versuchen, Zenturio Flavius, jedem einzelnen der Entwichenen nachzureiten, verlieren wir binnen kurzer Zeit unsere Pferde. Es sind dreihundert Männer freigekommen. Einhundert wurden in nächster Nähe der Bergwerke eingefangen und ausgepeitscht - bleiben rund zweihundert. Sie vernichten uns, wenn sie uns treffen. Bisher haben wir nur kleine und kleinste Gruppen gesehen, und sie nur von fern. Ich habe etwas anderes vor."

Wir ritten weiter. Was ich gesagt hatte, stimmte. Es gab mehr Möglichkeiten auf dieser Insel, sich zu verstecken, als sie Menschen beherbergte. Wir hatten keine Chance, gingen wir in der Art römischer Legionen vor. Wir nahmen unseren Weg durch weitestgehend unkultiviertes Gelände, und als ich, einige Stunden vor Hafa, zwei Schafhirten sah, winkte ich meinen Männern, sie sollten zurückbleiben. Ich ritt langsam auf den jüngeren Mann zu. Hunde kläfften mich an, die Schafe wichen langsam auseinander und grasten ruhig weiter. Ich sprang aus dem Sattel und begrüßte den Mann. Seinem Aufzug nach zu urteilen war er einer der Ärmsten.

„Hüter der Wolltiere", sagte ich und setzte mich auf einen kantigen Steinblock, „ich komme aus Rom und habe eine schwere Aufgabe."

Er nickte bedächtig und kaute an seinem geräucherten Fleisch.

„Ich weiß", erwiderte er langsam und undeutlich.

„Alle in dieser Gegend wissen davon und lachen."

„Das ist richtig. Ich bin nicht der Mann des Schwertes, sondern versuche es mit Freundschaft. Du hast viele der entflohenen Sträflinge gesehen?"

Er ließ sich lange Zeit mit der Antwort, dann sagte er leise:

„Ja. Es sind arme Burschen. Gepeitscht, verhungert, ausgemergelt. Ich bin gegen sie ein fetter Senator."

„Recht so", sagte ich. „Ich weiß, daß Gold die Zungen löst, Tore öffnet und aus Habgier Lebenswürdigkeit macht. Wir beide werden es nicht anders halten. Ich habe Gold."

„Und was willst du von mir?"

Ich deutete auf eine leidlich ebene Stelle und sagte im Tonfall eines Händlers:

„Dort werden wir heute nacht lagern. Du sollst versuchen, mir einige Anführer zu bringen. Ich will nichts anderes als mit ihnen sprechen - ich trete ihnen an einem von ihnen gewünschten Ort waffenlos gegenüber. Das ist das Wort eines römischen Zenturios."

Er sah mich listig an.

„Du wirst dein Gold verdienen wollen?"

Ich zog fünf Goldmünzen heraus, diesmal solche mit kaiserlichem Kopf darauf. Die Sonnenstrahlen brachen sich auf dem glänzenden Metall.

Die Augen des Hirten schlossen sich, als sei er überwältigt.

„Gebt auf die Schafe acht!" sagte er.

„Und haltet die Pferde von der Quelle weg. Verunreinigt sie nicht!"

„Gut. Wir warten auf dich!"

„Ich komme nachts zurück."

Ich nahm den Zügel und ging zurück. Ich sagte meinen Männern, was ich veranlaßt hatte und erklärte ihnen genau mein Vorhaben. Wir suchten Holz zusammen, versorgten die Pferde und suchten uns dann Lagerplätze. Wir fanden sie in einem *Nuraghen*, einem spitzkegeligen Bauwerk aus uralten Zeiten. Hier konnten wir sogar die Pferde hineintreiben. Einst hatten diese Bauten aus wuchtigen Steinen als Fluchtburgen gedient; sie waren in sehr gutem Zustand. Wir fanden Spuren längst erloschener Feuer und abgenagte Knochen. Wir brieten Fleisch, rösteten Brot, kochten eine Art Tee und warteten. Ich kletterte auf die Spitze des *Nuraghen* und beobachtete die umliegende Gegend. Aber nichts geschah, bis spät in die Nacht hinein. Die Männer bildeten zwei Gruppen; eine schlief, die andere wachte, vollständig bewaffnet.

Ich schob den Dolch, der ein Lähmstrahler war, in den Stiefelschaft. Den anderen, den tödlichen Strahler, trug ich offen am Gürtel. Schwert und Lanze legte ich ab. Auch Bogen und Köcher. Um Mitternacht kam der Hirte zurück, von Hunden und Schafen freudig, von uns recht zurückhaltend begrüßt.

„Komm mit!" sagte er. „Zuerst das Gold. Wenn sie dich umbringen ..."

„Die Hälfte“, antwortete ich trocken.

„Du kannst dich am Ausplündern meiner Leiche beteiligen, Mann der Weide.“

„Sie werden nicht scherzen!“ sagte er leise.

„Sie sind sehr mißtrauisch. Sie haben nichts mehr zu verlieren.“

„Nein“, sagte ich leise und folgte ihm. Ich steckte die Spitze einer Fackel in unser Feuer und hielt den Stab hoch. „Nur das Leben. Und das ist schließlich auch etwas Schönes.“

Wir gingen schweigend etwa eine Stunde lang über kaum sichtbare Pfade. Längst war die Fackel erloschen, und nur der riesige weiße Mond beleuchtete die Felsen und das trockene Gras. Schließlich, zwischen hochragenden Felstrümmern, die aussahen, als habe sie ein Zyklop hierher geschleudert, erblickten wir einen schwachen Feuerschein. Als man unsere Schritte hörte, zog jemand einen alten, durchlöcherten Legionärsmantel vor dem Feuer weg. Ich sah zwölf oder mehr Gestalten, die ein Bild des Jammers boten. Jeder von ihnen hatte einen Eichenknüppel neben sich liegen oder eine Astgabel, in der ein schwerer Stein festgeklemmt war. Der Hirt trat zur Seite und brummte:

„Hier ist der Zenturio. Er trägt nur einen Dolch.“ Ich griff an meinen Gürtel, schlug den langen Mantel zurück und schnallte die Flasche ab. Ich entkorkte sie und reichte sie einem dünnen Mann, der neben mir an einem Felsblock lehnte und mich aus schmalen Augen musterte.

„Ich will mit euch sprechen!“ sagte ich. „Ihr seid Strafgefangene aus Argentaria?“

Der Mann roch am Wein, schüttelte mißtrauisch den Kopf und sagte knurrend:

„Es kann Gift drin sein.“

Ich lächelte kurz und trank einen mächtigen Schluck.

Ich trank so deutlich, daß es alle sahen.

„Kein Gift!“ sagte ich und wartete, bis die Flasche einmal die Runde gemacht hatte. Dann war sie leer. Nicht einmal der Hirte hatte einen Schluck abbekommen.

„Gut. Du sprichst mit uns!“

Ich setzte mich neben das Feuer und sagte nachdenklich:

„Man hat mich aus Rom hierher geschickt, um euch zusammenzutreiben und nach Argentaria zurückzubringen oder zu töten. Man gab mir dreißig Männer mit. Ihr könnt daraus erkennen, daß man meint, ich würde bei diesem Versuch sterben. Das ist mein Auftrag. Ich habe nun die Wahl, euch jahrelang zu verfolgen und nach und nach umzubringen. Das bedeutet euren Tod und den meiner Männer und meinen eigenen Tod. Ich will nichts von beidem.“

Schweigen.

„Ich mache euch einen Vorschlag“, sagte ich. „Ein Vorschlag, der euch das Leben sichert.“

„Mann aus Rom“, hörte ich vor mir aus dem flammenddurchzuckten Dunkel, „unser Leben ist nichts mehr wert. Wir ziehen den schnellen Tod einem Leben in den Bergwerken vor.“

„Das dachte ich mir“, antwortete ich und hoffte, daß ich diplomatisch genug vorging.

„Und ich will und kann euch zu nichts zwingen. Ich kann, vorausgesetzt, ihr erschlagt mich nicht, einige verschiedene Dinge tun.“

Ich kann versuchen, jeden Verbrecher zu töten, den ich sehe. Das wird Jahre dauern. Dann seid ihr alle tot, meine Männer sind verblutet und ich bin in Rom vergessen.

Ich kann von euch angegriffen werden. Dann sterbe ich. Jemand wird nachforschen und herausfinden, daß sich zweihundert Sträflinge gegen Rom aufgelehnt haben. Und nicht nur gegen ihre sadistischen Wärter, sondern gegen einen Abgesandten Cäsars. Und Cäsar wird nicht zögern. Er schickt zwei Legionen her, die von Longonis im Norden bis Bitia im tiefsten Süden die Insel durchsuchen. Sie werden euch alle niedermetzeln und zu Tode peitschen oder in Caralis ans Kreuz schlagen. Was bedeutet das?“

„Tod!“

„So ist es. Ihr seid Verbrecher - ich weiß nicht, was ihr getan habt, daß man euch zu den Bergwerken verdammt. Ihr seid bestraft worden und müßt büßen, so will es das Gesetz.“

„Das ist nicht falsch“, sagte der Anführer. „Worauf willst du hinaus?“

Ich sagte nach einer Weile:

„Sammelt euch in kleinen Trupps. Kehrt langsam zurück nach Argentaria. Ich werde dort den Verwalter ablösen oder bestechen. Die Bedingungen für euch, die schlimmer als für Schlachtvieh sind, werden besser. Ich versetze alle Aufseher an andere Orte. Ihr sollt besseres Essen bekommen und jede Vergünstigung, die ich für euch erwirken kann. Das ist mein

Vorschlag. Wenn ihr ihn nicht annehmt, muß getan werden, was ich eben sagte."

Ein Geschrei begann, nachdem ich ausgesprochen hatte. Sie redeten alle auf mich und aufeinander ein. Ängstlich zog sich der Hirte zurück. Ich blickte nacheinander in die drecküberkrusteten Gesichter und schwieg, an den warmen Felsen gelehnt.

Nach einiger Zeit hatten sie sich müde geschrien.

„Überlegt es euch", sagte ich. „Wir bleiben noch einen Tag drüben bei dem *Nuraghen*. Schickt jemanden. Er wird nicht gefangen, sondern bekommt noch ein Stück Braten von uns und Brot. Ich muß euren Entschluß wissen."

Wie würden sie sich entscheiden?

Warte es ab. Alles ist offen! sagte mein Extrasinn.

Ich stand auf.

„Ihr laßt mich gehen?" fragte ich und schnallte die Flasche wieder an den dünnen Schultergurt.

„Meinetwegen!" knurrte der Anführer.

Ich hob die Hand und sagte:

„Denkt gut darüber nach. Ich stehe zu meinen Worten. Und überlegt euch alles gut. Wenn ihr noch Fragen habt, so kommt morgen früh. Hast du ein paar junge Hammel, Hirte?"

„Ich habe immer junge Hammel!" versicherte er mißmutig.

„Dann schlachte fünf von ihnen. Wir braten sie morgen am Spieß, und ich lade euch alle zum Essen ein."

„Gold!" sagte er beharrlich und zeigte seine schwärzlichen Zähne.

„Im Lager, Freund der Reichen!" versicherte ich. „Nach dem Rückweg!"

Ich grüßte die Verdammten, folgte dem Hirt den langen steinigen Weg zurück und rollte mich in der Nähe des Feuers in meinen Mantel ein. Ich schlief wie betäubt und erwachte erst, als mich die Sonnenstrahlen in der Nase kitzelten.

*

Sieh um dich, Arkonide! flüsterte eindringlich der Logiksektor.

Ich war verblüfft!

Die Szene auf dieser kargen Hochfläche hatte sich entschieden verändert. Etwa sieben Feuer brannten. Über den Flammen drehten sich ausgenommene junge Hammel, mit den wenigen Gewürzen gefüllt, die hier wuchsen. Ich sah meine Legionäre zusammen mit rund einhundert Entflohenen um die Feuer sitzen. Flavius lief mit einer Miene, die Ratlosigkeit und Mißtrauen ausdrückte, zwischen den Gruppen umher und hielt das Schwert in der Hand. Ich mußte grinsen, als mir der Wind den Bratengeruch in die Nase wehte.

„Noch nie ist ein Plan so schnell aufgegangen. Der Hunger hat sie zusammengetrieben."

Ich stand auf, faltete meinen Mantel zusammen und wusch mich kurz an der spärlich sprudelnden Quelle. Dann sah ich den Hirten, der auf mich zurannte und die offene Hand ausstreckte.

„Zenturio! Du schuldest mir Gold!" sagte er heiser.

„Zum Teufel mit dir und deiner Habgier", murmelte ich, fischte einige Goldstücke aus dem Gürtel und legte sie in seine Hand.

„Damit bin ich ein freier Mann!" sagte er.

„Ich kann mir eine Frau nehmen und eine Sklavin kaufen."

„Damit bist du die längste Zeit ein freier Mann gewesen!" bestätigte ich und ging auf Flavius zu. Er sah mich und breitete hilflos beide Arme aus.

„Du bist... ich kann ... ich verstehe nichts mehr, Zenturio Askhan!" sagte Flavius und sah mich durchbohrend an.

„Dabei ist alles so einfach", erwiderte ich. „Die Gruppe, mit der ich heute nacht sprach, hatte Verbindung mit vielen anderen Versprengten. Mein Wort, ich würde ein paar Hammel schlachten, hat sie in den Morgenstunden mit knurrenden Mägen hierher gebracht."

„Und was willst du mit ihnen anfangen? Sie alle töten, wenn sie fressen?"

„Ich habe vor, ihnen noch ein paar Hammel zu kaufen. Sie fürchten sogar die Steinschleudern der sardischen Hirten, sonst hätten sie sich selbst etwas zum Essen gestohlen. Und dann schlage ich ihnen vor, freiwillig, aber langsam nach Argentaria zurückzugehen. Dort werde ich mit dem Verwalter sprechen."

Er starrte mich an und schüttelte fassungslos den Kopf.

„Sei unbesorgt. Sicher geht nicht alles so glatt, wie ich es mir vorstelle. Aber auf diese Art werden wir Kämpfe vermeiden und diesen armen Hunden das Leben etwas leichter machen.“

„Oder das Sterben. Die meisten von ihnen sind todkrank.“

Ich deutete auf die Männer, die gierig die noch halbbrohen Hammel anstarrten.

„Frage sie, was sie in den Minen erdulden mußten. Dann wirst du besser verstehen, warum ich nicht gegen sie kämpfen will.“

„Gut. Ich werde wachsam bleiben und warten!“ versprach er.

„So wie ich!“ schloß ich.

Wir gingen zu den Feuern. Dort mußte ich Hunderte von Fragen beantworten.

Ich tat es, und die anderen Legionäre hörten zu, als die Strafgefangenen erzählten, was sie in Argentaria erlebt hatten.

Einige Stunden vergingen. Von den Hammeln blieben nur noch säuberlich abgenagte Knochen übrig. Dann sagte ich den Männern - es waren genau vierundneunzig -, was ich vorhatte, und gab den einzelnen Anführern Goldstücke. Für dieses Geld konnten sie sich auf dem Weg nach Argentaria Essen kaufen. In der Zwischenzeit würden wir dorthin reiten und alles Nötige veranlassen. Ich machte ihnen keine Hoffnungen auf ein leichtes Leben, aber ich versprach ihnen Gerechtigkeit. Dann atmete ich erleichtert auf. „Zufrieden, Zenturio?“ fragte ich Flavius. „Ich bin nicht eher zufrieden, als bis wir auf dem Schiff zurücksegeln und die Insel befreit ist.“

„Auch das werden wir schaffen!“ sagte ich. „Und jetzt sollten wir losreiten!“ „Einverstanden!“

*

Africanus Tiberius war ein mittelgroßer Mann mit faltigen Tränensäcken. Er las schweigend das Beglaubigungsschreiben und die Anweisungen von Nero durch, rollte das Pergament zusammen und stellte die Rolle wie eine Säule zwischen uns auf die Steinplatte des großen Tisches.

„Soso!“ sagte er.

„Deine Rede, Verwalter, sagt mir, wie begeistert du bist! Ich habe von Cäsar Nero alle Vollmachten. Und an mir liegt es, wie der Aufstand der Minenarbeiter endet. Nur an mir.“

Schräg hinter mir saß Zenturio Flavius auf einem Steinquader und zog mit einer nervenzermahlenden Regelmäßigkeit sein Schwert aus der Scheide, stieß es wieder zurück, zog es wieder heraus.

„Aha!“ sagte Tiberius. „Du also bist der legendäre Zenturio Askhan Arcon.“

„Mein Ruf scheint dank Marcus Vinicius bereits bis hierher gedungen zu sein“, erwiderte ich. „Es gibt zwei Möglichkeiten, mit mir zu verkehren. Entweder mit den Mitteln der Vernunft oder mit denen der Gewalt. Du hast die Wahl.“

„Ich habe die Wahl!“ stellte er fest.

„Noch“, sagte ich. „Wieviel Entflohene haben die wenigen römischen Soldaten bisher zurückgebracht? Abgesehen von denen, die ihr hier in der nächsten Umgebung eingesammelt habt, weil sie vor Schwäche nicht mehr weiterlaufen konnten?“

Nach einer Weile sagte er leise:

„Drei.“

Flavius hinter mir brach in ein schallendes Lachen aus und zog sein Schwert.

Ich schüttelte den Kopf und sagte hart:

„Wenn du eine Kuh hast, die viel Milch gibt - ein Vergleich, deinem Können angemessen, Tiberius -, dann wirst du sie gut füttern, sie auf fette Weiden treiben und ihr Fell säubern. Sicher bist du der Meinung, daß nur ein Narr das arme Tier totschnet und noch viel Milch dazu verlangt. Außerdem ist dann selbst das Fell wertlos. Ist es so, oder sind die sardischen Kühe Wundertiere?“

„Du hast recht. Aber ...“, gab er zu.

„Und so wie diese Kuh, du blutiger Narr, wirst du in Zukunft die Gefangenen behandeln. Du wirst ihnen genug Essen geben. Du wirst dafür sorgen, daß sie ausschlafen können und daß ihre Rücken nicht von der Peitsche zerfleischt werden. Und einige Dinge dazu, die ich dir aufschreiben werde, damit du sie nicht vergißt.“

„Du redest laut, Zenturio.“

Wir starrten uns erbittert an, und ich steckte die Rolle wieder ein.

Ich lächelte eisig und erklärte:

„Wie ich gehört habe, braucht Suetonius Paullinus in Britannien noch einige Söldner. Im kalten, regnerischen Britannien, wo die Barbaren zu Hause sind.

Ich sagte es bereits: Du hast die Wahl. Gehorche Cäsar und somit mir - oder du reitest morgen nach Caralis, wo dich ein Schiff nach Britannien erwartet."

Ich stand auf.

„Rufe deinen schärfsten Wärter. Er soll mir alles zeigen, was sich rund um die Mine befindet. Die Quartiere, die Küche, die Magazine und die Peitschen."

Er blickte mich fassungslos an. Flavius stieß das Schwert in die Scheide zurück.

„Ich erteile dir einen Befehl!" erinnerte ich.

Er sprang auf, lief zur Tür und schrie:

„Rufus!"

Einige Zeit später waren wir, also Flavius, einige meiner Männer, Rufus und ich, unterwegs. Wir verließen das Haus des Verwalters und gingen hinüber zu der Mine. Drei Stunden lang besichtigten wir die heruntergekommenen Quartiere. Ich blieb, nachdem wir die Sklavenhütten gesehen hatten, stehen und wandte mich an Flavius.

„Hast du Stein und Schwamm bei dir?"

Er nickte schweigend. Sein Gesicht war weiß vor Wut. *Jetzt* verstand er mich plötzlich.

„Lege Feuer an diese Hütten. Brennt sie nieder bis auf den Boden."

Rufus schrie auf und schlug die Hand vor den Mund.

„Aber der Verwalter! Er wird ..."

„Er wird gehorchen oder nach Britannien versetzt. Solltest du weite Reisen in Barbarenländer lieben, kannst du mit ihm reisen. Gleich morgen früh!"

Wir verließen nach kurzer Zeit die hellauf brennenden Hütten und kamen zum Magazin, zu den Küchen, zu den anderen Wirtschaftsräumen. Ich wurde immer schweigsamer und erbitterter. Ich zitierte einen Schreiber herbei und diktierte ihm, was zu tun sei.

Dann ordnete ich an, daß für einige hundert Menschen neue Kleidung gekauft werden müsse, daß man einen Arzt brauchte, der die Wunden verband. Sofort wurde die Arbeit niedergelegt, und als einige Wächter die Sklaven über den Hof prügeln, schoß ich die Römer mit der Lähmwaffe nieder. Ich hielt vor den versammelten Verbrechern eine kurze Ansprache, in der ich schilderte, was hier geändert werden würde. Vor uns lag eine Menge Arbeit, aber wir schafften es. Und zwar schneller, als Africanus Tiberius es je geahnt hatte. Die Drohung mit der Deportierung hatte wahre Wunder gewirkt.

Es war Herbst, als wir Sardinia wieder verließen.

Argentaria lag hinter uns. Wir ritten nach Caralis und sahen dort, daß eben ein Schiff aus Rom einlief.

„Das gibt uns Gelegenheit, uns wieder die Köpfe mit dem Wein schwer zu machen!" sagte Flavius laut und gutgelaunt. Er hatte eingesehen, daß mein Weg die bessere Lösung war.

„Und mit den Mädchen in der Hafenschenke zu schäkern!" sagte ein anderer Legionär.

„Ich komme zu euch, wenn ich mit dem Kapitän des Schiffes gesprochen habe", sagte ich.

„Wir sind lange ohne jede Nachricht aus Rom geblieben."

Außer Gerüchten habt ihr nichts gehört! Denke an die Mädchen und an Ktesios! sagte der Extrasinn.

Das tat ich seit geraumer Zeit.

Ich ließ das Pferd wegbringen, ging hinunter zur Mole und wartete, bis Menschen, Tiere und eine Menge Gepäck, Kisten, Säcke und Ballen ausgeladen worden waren. Dann betrat ich über die breite Planke das Schiff. Ich sprach lange mit dem Kapitän und erfuhr eine Menge Neuigkeiten aus Rom. Sie schienen jedoch eine gewisse Schwelle nicht überschritten zu haben, denn sonst hätte mich Rico gewarnt.

In der Gaststube empfing mich Geschrei; meine dreißig Männer waren bereits halb betrunken. Ich nickte dem Wirt zu und setzte mich neben Flavius, auf dessen Schoß ein Mädchen mit üppigen Formen saß und mich ankicherte.

„Wein!" sagte ich. „Für meine trockenen Lippen." „Was gibt es Neues?" erkundigte sich der Zenturio. „Schlimme Dinge. Nero baut Rom auf und läßt die Christen verfolgen. Und andere Dinge mehr. Wir werden uns mit ihnen auseinandersetzen müssen!"

Der Wirt kam und stellte einen prächtigen Pokal vor mich hin.

„Ein besonderer Becher. Ein besonderer Wein, Herr!“ sagte er. „Vom besten!“

Ich nickte ihm zu und trank einen tiefen Schluck. Der Wein schmeckte etwas metallisch; ein bitterer Nachgeschmack. Ich setzte den Pokal ab und verlangte Braten, Fisch, Brot und Käse. Bis die Magd mit einem runden Holzteller kam, hatte ich den Pokal ausgetrunken. Ich spießte ein Stück weißen Käse auf die Dolchspitze und schob ihn in den Mund, als mich eine würgende Übelkeit erfaßte. Schweiß brach aus allen Poren, und die Finger begannen zu zittern. Flavius merkte, wie ich zusammenzuckte und vor Schmerz aufstöhnte, er schob das Mädchen von seinen Oberschenkeln und sah mich von der Seite an.

„Was hast du, Askhan?“ fragte ich beunruhigt. *Gift!* sagte der Logiksektor. *Sie haben dir Gift in den Wein getan!*

Ich erhob mich taumelnd und lallte, halb bewußtlos:

„Hilf mir ... nach draußen ... vergiftet...“ Er sprang auf, legte seinen Arm um mich und schleppte mich quer durch die Gaststube. Wir erreichten die Tür, sie sprang auf, und ich fiel haltlos über eine Mauer. Ich übergab mich lange; mir zitterten die Knie, und eine seltsame Schwere machte meine Glieder unbeweglich. Das Gift raste durch meinen Kreislauf. Der Zellaktivator arbeitete mit aller Kraft. Meine Brust wurde heiß, die Haut färbte sich abwechselnd rot und weiß, und die Hitze breitete sich in meinem Körper aus. Flavius stand hilflos neben mir, zog sein Schwert und steckte es wieder zurück. Dann fluchte er haltlos und lange. Einige Legionäre kamen aus der Schenke, sahen uns und hörten zu, als Flavius auf sie einredete.

„Fühlst du dich besser?“ fragte jemand besorgt und leerte einen Krug eiskaltes Wasser über meinem Kopf aus.

„Ein bißchen. Der Wirt...“, keuchte ich leise.

„Ich habe alles veranlaßt!“ sagte Flavius fest.

„Wir werden seine Hütte anzünden und ihn ertränken.“

„Nein!“

Sie brachten Mäntel und legten mich darauf. Dann trugen sie mich in meinen Raum. Dort fiel ich in schweren Schlaf. Mein Körper wurde von Hitzewellen durchflutet, dann wieder fror ich erbärmlich, und meine Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. Sie sagten später, daß ich eine Menge bekannter und unbekannter Namen gemurmelt, geschrien und um mich geschlagen habe. Irgendwann in dieser Nacht wachte ich wieder auf und wußte, daß ich gerettet war. Der Zellschwingungsaktivator hatte das Gift besiegt. Aber ich war so schwach, daß ich fast kein Glied mehr rühren konnte.

Am Morgen brachten sie den Wirt. Flavius ergriff ihn beim Kittel und warf ihn gegen die Mauer.

„Warum hast du ihn vergiftet?“ schrie er.

Der Wirt sank zu Boden und blieb zitternd liegen. Das Gesicht des Mannes war geschwollen und blutüberkrustet.

„Sprich. Oder du stirbst!“ donnerte Flavius ihn an.

„Ein Mann vom Schiff. Er gab mir Gold und das Gift. Er zeigte diesen da und sagte, daß ein mächtiger Mann in Rom noch mehr Gold ...“

Er schrie auf, als ihn die Stiefelspitze traf. Ich hob schwach die Hand und krächzte:

„Laß ihn! Verhöre ihn weiter!“

Sie brachten nicht viel mehr aus ihm heraus. Vor einem halben Tag war ein Matrose gekommen, hatte dem Wirt den Auftrag, das Gift und die Goldstücke gegeben. Ich sollte vergiftet werden, und der Wirt sollte schuldlos gesprochen werden, falls ihn jemand des Mordes bezichtigte.

Marcus Vinicius! sagte der Extrasinn überdeutlich.

Ich richtete mich auf und brummte halblaut und mit langen Pausen, in denen mich immer wieder die Schwäche überfiel:

„Laßt ihn in Ruhe. Er ist nur ein Werkzeug. Bringt mich auf das Schiff. Versucht, den Mann festzustellen, der ihm das Gift gab. Wir fahren zurück nach Rom!“

„Ich gehorche!“ sagte Flavius und riß den zitternden Wirt hoch. Ich sackte wieder zusammen und schlief ein. Ich schlief fast vierundzwanzig Stunden lang. Als ich durstig und hungrig und mit tobendem Schädel wieder erwachte, befanden wir uns bereits mitten zwischen Sardinia und Rom.

Wieder war ein Abschnitt vorbei. Ein anderer begann.

9.

DER GUTSHOF BEI ROM:

Zwar waren wir ausgeruht, aber eine gewisse Unsicherheit hatte uns alle ergriffen. Cäsars Auftrag war ausgeführt, wir hatten nicht einen Mann verloren, aber unser weiteres Schicksal war unsicher. Das heißt: Das Schicksal der dreißig Männer. Ich konnte jederzeit in den Gleiter steigen und davonfliegen, um zurückzukehren in mein unterseeisches Gefängnis. Was hielt mich noch davon ab? Ich wußte, daß ich erst die Dinge klären mußte. Niemand wußte genau, was in der Zwischenzeit geschehen war. In unglaublich kurzer Zeit war die niedergebrannte Stadt wieder aufgebaut worden. Überall waren Scharen von Handwerkern an der Arbeit. Und wenn es stimmte, daß in der Stadt eine Inflation drohte, dann würde das Leben in der nächsten Zeit für niemanden besonders angenehm werden.

Warte ab und sieh zu, was alles geschehen ist! sagte der Extrasinn beschwichtigend.

Wir umgingen die Stadt, trafen unzählige Transporte von Menschen und Baumaterial und kamen schließlich auf die bekannten Wege und Sträßchen, die zum Gutshof hinführten.

„Ich habe ein böses Gefühl, Askhan“, sagte Zenturio Flavius und zügelte neben mir sein Pferd.

„Cäsar soll von Tag zu Tag mehr dem Wahnsinn verfallen sein. Und dieser Vinicius ist einer seiner Berater. Sie passen gut zusammen. Mir fiel auf, daß uns niemand erwartete, daß niemand zu wissen schien, wer wir eigentlich sind.“

„Nämlich des Cäsars beste Männer!“ knurrte ich bitter.

Wir ritten ungehindert und schnell weiter. Wohlbekannte Baumgruppen tauchten auf, ein paar Zäune und Grenzsteine, die ich gesetzt hatte, dann sorgfältig bearbeitete Äcker und Felder. Wortlos sahen wir uns an. In die Legionäre hinter uns kam deutliche Unruhe; sie schienen die gleichen Gedanken wie wir zu haben. Weiter. Auf dem staubigen Weg näherten wir uns dem kleinen Gehölz, in dem der See aufschimmerte und der Bach. Wildenten flogen auf. Ein großer Taubenschwarm kreiste über dem Haus. Ich atmete auf - das Haus, das erste Gebäude, das wir von hier aus sehen konnten, war unversehrt.

„Immerhin!“ brummte Flavius.

Im Laufe des letzten Jahres hatte er sich verändert. Aus einem rauen, in allen Kriegslisten erfahrenen Söldner war ein nachdenklicher Mann geworden, dessen graue Augen die Welt etwas anders zu sehen begannen.

Wir bogen in den Hof ein, kamen an den letzten Bäumen vorbei und erkannten, daß die alte Ordnung und Sauberkeit hier herrschten.

Dein Besitz ist nicht angerührt worden! bestätigte der Extrasinn, der die Informationen schneller und gründlicher verarbeitet hatte als mein normaler Verstand.

„Äußerlich ist alles in Ordnung!“ sagte ich und lenkte den Rappen in die Nähe des Stalles. Ein paar Arbeiter und Sklaven kamen herbeigerannt und begrüßten uns mit freudigem Geschrei. Als sie mich erkannten, wurden sie plötzlich ernst und wesentlich leiser.

„Absitzen! Die Pferde versorgen!“ schrie Flavius nach hinten.

Der Hof füllte sich mit aufgeregtem Leben. Eine Schar Gänse floh zischend, und die jaulenden Hunde wurden abgewehrt. Ich sah mich ungeduldig um, nahm den Helm ab und ging auf mein Wohnhaus zu. Ich hatte noch keine zehn Schritte durch das Gewimmel von Menschen und Tieren zurückgelegt, als die Tür aufflog und Lalaga herausstürzte.

Auch Lalaga lebt!

Sie fiel um meinen Hals und klammerte sich an mich. Wir küßten uns, und als ich sie an den Oberarmen leicht von mir wegschob, sagte sie stockend:

„Arria ist tot.“

Ich nickte langsam. Meine Augen gingen umher, und als ob sie meine Gedanken erraten habe, sagte das schwarzhaarige Mädchen:

„Ktesios ist in der Stadt. Er sieht sich um.“

„Komm ins Haus“, sagte ich leise und zog sie mit mir.

„Dort wirst du mir berichten, was alles vorgefallen ist.“

„Es war sehr viel. Und wir alle hatten Furcht. Und Angst um dich, um euch.“

„Uns ist nichts geschehen. Auf Sardinia ist alles bestens“, sagte ich und warf meinen

Mantel auf einen Sitz.

Auch im Haus schien sich nichts verändert zu haben.

Wir gingen hinauf in unsere Räume, und ich bemerkte, daß auch nichts von meinen wertvollen Einrichtungsgegenständen gestohlen oder fortgeschafft worden war. Was war wirklich geschehen?

Lalaga brachte Wein und Becher, und dann berichtete sie.

Zunächst hatten sie von dem Überfall auf der Straße nach Ostia erfahren. Man hatte festgestellt, daß vierundfünfzig Männer uns angegriffen hatten. Sieben von ihnen waren am Leben geblieben. Einer von ihnen aber hatte sich nach Rom durchgeschlagen, war bei Marcus Vinicius vorgelassen worden und hatte ihm meine Botschaft ausgerichtet. Sogar das Goldstück mit meinem Kopf darauf gab er dem Berater Neros. Daraufhin habe Vinicius einen Tobsuchtsanfall bekommen, den Boten erwürgt und dann tagelang nachgedacht.

Dann waren überall die Häscher Neros aufgetaucht. Sie suchten nach Christen, die in vielen Fällen auch gleichzeitig Judäer waren. Man hatte sie wie Vieh zusammengetrieben und in einer Anzahl von Veranstaltungen zerfleischen und bestialisch zu Tode quälen lassen.

„Wie oft waren die Schergen hier?“ fragte ich.

„Viermal.“

„Haben Sie Arria ...?“

Sie hatten das Mädchen beim erstenmal nicht entdeckt. Seneca hatte ihnen sagen müssen, daß er das Mädchen zu uns geschickt habe. Arria war von Ktesios in einem Haufen Heu, draußen auf den Feldern, versteckt worden. Alle Sklaven und Arbeiter sagten den Häschern, daß sie nicht wüßten, wo sich das Christenmädchen aufhielte. Die Abgesandten Vinicius' waren unverrichteter Dinge abgezogen. Zwei Tage später waren sie zum zweitenmal da. Diesmal hatte Ktesios Arria nach Rom auf den Markt geschickt, und ein Sklave fing sie ab und versteckte sie, als sie zurückkam. Das dritte Mal konnte sie sich nur noch im Kamin des Hauses verbergen, weil sie überrascht worden waren. Und beim viertenmal erschien Vinicius persönlich, durchsuchte alles und fand Arria in den Stallungen. Gegenwehr war sinnlos und selbstmörderisch; man nahm sie mit. Einige Wochen später mußte Ktesios mitansehen, wie sie von ausgehungerten Löwen zerfleischt wurde.

„Nero!“ sagte ich fast unhörbar.

„Weiter. Was ist außerdem vorgefallen?“ fragte ich und zog sie an mich.

Ktesios hatte sich als wahrer Freund und umsichtiger Helfer erwiesen. Er konnte Arbeiter und Sklaven hervorragend behandeln; lang genug war er einer der Ihren gewesen und war es *de jure* noch immer. Das Gut und alle seine Ländereien waren in diesem halben Jahr zur Zufriedenheit aller bewirtschaftet worden. Man hatte sogar ein Stück Moor trockengelegt und darauf Gras gesät. Die Vorratskammern waren gefüllt; jeder von uns konnte dem regnerischen und kalten Winter getrost entgegensehen.

„Was tat Ktesios sonst?“

Sie sah mich an und lächelte, als sei sie froh, sich endlich alles von der Seele geredet zu haben.

„Er wird dir viel zu berichten haben. Der Senat empört sich immer mehr gegen Cäsar Nero, und es gibt viele Verschwörer. Sogar das Volk in den Schenken und Bordellen regt sich auf.“

„Ausgezeichnet“, meinte ich. „Das beschleunigt das Ende dieses Tyrannen. Ich habe mich entschlossen, Nero zu vernichten.“

„Vernichten! Du willst den Cäsar ermorden?“ fragte sie voller Entsetzen.

Ich schüttelte den Kopf.

„Ich sprach nicht von Mord. Aber ich werde versuchen, ihn in eine Lage zu bringen, in dem ihm nichts anderes übrigbleibt, als sich selbst umzubringen.“

Ktesios kam erst spät in der Nacht, und als Lalaga; den Frühstückstisch abgeräumt hatte, konnten wir uns unterhalten.

„Zunächst danke ich dir!“ sagte ich und musterte meinen Freund über die Tischplatte hinweg. Er hatte eine rätselhafte Fähigkeit, sich von seinen nächtlichen Abenteuern innerhalb von Stunden vollkommen zu erholen.

„Wofür, Söldner?“ fragte er zurück.

„Dafür, daß du mich vertreten hast. Ich sah, daß dieses Gut in einem Zustand ist, der des großen Römischen Reiches würdig wäre.“

Er lachte und schüttete einen halben Liter warme Milch in sich hinein.

„Das erledigte ich nebenbei. Wie war es in den Silberminen?"

„Gräßlich!" sagte ich und winkte ab.

„Ich hörte, man habe dich vergiften wollen, aber dank deiner wunderbaren Gesundheit und dem Willen der Götter genasest du in Windeseile!" sagte er und grinste.

„So war es. Und da ich es für besser halte, ein wenig aus der Deckung hervorzutreten, kannst du in den nächsten Nächten das Gerücht austreuen, ich sei unverwundbar und durch Gift nicht zu töten."

Ganz plötzlich wurde er ernst. Er begriff, was ich meinte.

„Du hast den beiden Männern den Kampf angesagt?" fragte er leise, und seine Augen glitzerten.

„Ja. Ich kann ihn nur führen, wenn ich einen klugen und verschlagenen Freund als Helfer habe."

„Was muß ich tun?" fragte er.

„Zuerst einmal mußt du die Geduld haben, dir eine fast unglaubliche Geschichte anzuhören!" schlug ich vor.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte Ktesios dem Syrer erzählen, wer ich war. Nicht alles natürlich; schließlich lag kein Grund hierfür vor. Ich begann an einem fiktiven Punkt und berichtete, ich sei Fürst in einem Land, das der römischen Zivilisation maßlos überlegen sei. Ich demonstrierte meine Waffen und sagte ihm, daß in geheimen Schmieden, sehr weit von hier entfernt, Männer mit größerem Können für mich arbeiteten. Ich zeigte ihm von meinem getarnten Arsenal, was er begriff - und das war eine ganze Menge. Schließlich beendete ich meine Ausführungen und sagte deutlich:

„Ich werde mich in die vorderste Linie des Kampfes stellen, Freund Ktesios. Das kann ich aber nur tun, wenn ich weiß, daß in meinem Rücken ständig jemand um meinen Schutz besorgt ist. Und auch um Lalaga."

Er lehnte sich an die Mauer, die sich in den letzten Strahlen der herbstlichen Sonne erwärmte und sagte nach einer Weile des Nachdenkens:

„Ich habe begriffen. Ich glaube, du wirst Jahre dazu brauchen. Denn wenn du aus dem Hinterhalt Nero umbringst, bist du ein Mörder. Aber du willst nicht morden - also bleibt dir nur der andere Weg. Dieser Weg aber ist lang und beschwerlich, auch für einen klugen und starken Fürsten des Westens."

Ich nickte.

„Du wirst mir helfen?"

„Und wenn es drei Jahre dauert. Ich werde nicht an deiner Seite kämpfen, sondern meine Fähigkeiten benutzen. Ich kämpfe lautlos und in der Nacht. Ich sage heute etwas, und in drei Tagen weiß es ganz Rom und flüstert darüber."

Ich hob die Hand und machte einen Einwand:

„Übrigens bist du noch immer mein Eigentum, mein Sklave. Ist es besser, wenn ich die Freilassungsurkunde unterzeichne?"

Er schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Nein! Lassen wir es so, wie es ist. Ich bin beweglicher als Sklave. Und da du eines Tages aus Rom abreisen wirst, kannst du mich irgendwohin mitnehmen und dort absetzen, wo die Gesetze dieses verdammten Landes nicht mehr gelten."

„Auch gut!" sagte ich. „Zuerst müssen wir Marcus Vinicius herausfordern. Er soll eine weitere Unbesonnenheit wagen - dann schlage ich zu. Er wird einem Kampf nicht ausweichen."

„Nicht, wenn er genügend oft gereizt wurde, Askhan!"

„Wir haben folgende Mittel dazu ..."

Wir diskutierten bis zum frühen Nachmittag. Ich rüstete den Syrer mit einigen Waffen aus, die er sinnvoll anwenden konnte. Er erhielt Geld und jede Form der Unterstützung. Unser Plan war, die beiden Männer so lange herauszufordern, bis es mir mit Ktesios' Unterstützung gelang, sie zu schlagen. Wir waren fest entschlossen, diesen Kampf aufzunehmen.

Ktesios stand auf und hob den Weinbecher.

„Also halten wir es so! Zwei Männer und ein Sklavenmädchen kämpfen gegen Rom, gegen den Wahnsinnigen. Du bist der Mann des Schwertes, ich derjenige, der alle seine Listen anwendet."

„Du wirst gestatten, daß ich hin und wieder auch einen Gedanken zu unserem Vorhaben beisteuere, ja?“

„Wir sind sicher ein gutes Gespann. Tödlich für Nero.“

*

Der Gegner hatte den ersten Schachzug.

Eines Tages sprengte Ktesios in rasender Eile durch den Hof, schwang sich neben der Haustür aus dem Sattel und kam in mein Zimmer. Ich saß vor dem geöffneten Fenster; die milde Luft der ersten Frühlingstage wehte herein. Ich hörte das aufgeregte Klopfen, dann kam der Syrer herein.

„Wir haben lange gebraucht, aber jetzt hat es gewirkt. Heute nacht wird Marcus das Haus überfallen. Ich habe, wie du weißt, verbreiten lassen, du wolltest dich für den Giftmordversuch an ihm rächen!“

Er grinste und setzte sich auf den Tisch, mitten zwischen die Pergamente, auf denen ich meine Ideen über Landwirtschaft niederschrieb.

„Das bedeutet, daß wir unsere Freunde zusammenrufen müssen!“ sagte ich.

Ktesios winkte müde ab.

„Ich denke an alles!“ sagte er bescheiden und schlug die Augen nieder.

„Sie kommen einzeln, sobald es dunkel wird. Um diese Zeit wird es früh dunkel.“

Ich nickte grimmig und wußte, daß Marcus entweder entnervt vor Angst oder so wütend war, daß er unvorsichtig wurde. Privatkriege dieser Art waren nicht gerade ungewöhnlich, aber auf alle Fälle verboten. Und die Gerichte griffen hart durch, wenn es um die Ordnung ging.

„Rüsten wir also!“ sagte ich.

„Und zwar so gründlich, daß wir sie mit blutigen Köpfen heimschicken. Dieses Mal wird Marcus Vinicius kein Risiko eingehen. Er kommt mit Berufsmördern.“

Wir ritten durch unser Gebiet und riefen die Arbeiter zusammen. Alle Frauen sollten sich, zusammen mit dem größten Teil des Viehs, irgendwo draußen verstecken. Die Männer würden uns helfen. Nach und nach stießen die alten, bekannten Legionäre zu uns und brachten jene Waffen und die Ausrüstung mit, die ich ihnen geschenkt hatte. Wir verwandelten den Bauernhof, Stallungen und Scheunen in ein kleines Kastell - aber niemand merkte etwas, niemand durchschaute die Tarnung. Ich unternahm kurz nach Anbruch der Dunkelheit einen ausgedehnten Rundgang und versuchte, den Gutshof mit den Augen eines Angreifers zu sehen.

„Tadellos!“ seufzte Ktesios und rieb sich die Hände. „Wäre ich ein Bandit, würde mich dieser stille, friedliche Hof geradezu herausfordern.“

Überall hatte ich mit den Resten eines Teiles der Arkon-Ausrüstung Fallen eingebaut. Wasser zum Löschen war ebenso wenig vergessen worden wie Fallgruben und gespannte Seile.

Abendliche Ruhe kam über das Anwesen.

Wir warteten.

Als es Zeit war, nickte ich Ktesios und Flavius zu, setzte den Helm auf und band ihn fest. Dann griff ich zu Bogen und Köcher und kletterte über die Strickleiter auf den höchsten Baum, der die gesamte Anlage überragte. Dort hatten wir freies Schußfeld geschaffen, indem wir einige Äste absägten. Ich zog die Leiter hoch, befestigte die übrige Ausrüstung an einem Aststumpf und wartete wieder.

Vier Stunden nach Mitternacht hörte ich das Geräusch von Rädern auf Steinen. Es wurde unterbrochen, dann schlug ganz fern Metall gegen Holz. Sie kamen. Ich nahm einen Kieselstein und warf ihn ins Wasser des Brunnens. Daraufhin ging ein Sklave in die Küche, entzündete drei Fackeln und steckte sie an drei Teilen des Hofes in dafür vorgesehene Ringe.

Wieder verging eine gewisse Zeit. Wir hörten geflüsterte Kommandos und unzählige Schritte. Hin und wieder bewegten sich Schatten. Sternenlicht funkelte auf Helmen und Schildverzierungen. Ich bemühte mich, lautlos sitzen zu bleiben und gleichzeitig die Angreifer zu zählen. Ich kam auf eine Zahl, die zwischen vierzig und fünfzig liegen mußte.

Die Angreifer waren sehr leise. Ich hörte nur ihre Schritte und ein paar hastige Atemzüge, als sie sich zu einem weiten Kreis auseinanderzogen und das Gehöft zu umstellen begannen.

Dann brach ein Ast, ein paar Steine kollerten, jemand fluchte leise. Wir alle warteten in atemloser Stille, verborgen hinter Holzstapeln, Reisigbündeln und Türen, in den Höhlungen offener Fenster und auf der Terrasse. Es dauerte lange, bis die Angreifer die Häuser umstellt hatten und sich auf ein flüsternd weitergegebenes Kommando auf einen dunkeln Mittelpunkt zubewegten. Ich zog leise einen zweiten Pfeil aus dem Köcher und spannte probeweise den langen Bogen. Der Ring um uns zog sich enger zusammen. Dort, wo die Angreifer glatte Mauern vor sich erkannten, gingen sie zur Seite und schlossen sich den anderen an. Einer von ihnen kam vorsichtig in den zuckenden Lichtkreis der am weitesten entfernten, blakenden Fackel und blieb stehen.

Eine unbarmherzige Wut erfüllte mich.

Da die Häuser und Mauern, Magazine und Scheunen der Anlage ein offenes Viereck bildeten, das an zwei Seiten zu betreten war, versammelten sich die meisten Angreifer jenseits des schmalen Durchganges zwischen Stall und Scheune und in dem breiten Zwischenraum zwischen Wohnhaus, Brunnen und Stall auf der gegenüberliegenden Seite. Ich sah immer mehr schwarze Schatten dort drüben und wartete angespannt. Dann: die Geräusche, mit denen einige Schwerter gezogen wurden. Die Mäntel fielen zu Boden. Ein leiser Pfiff.

„Los!“

Sie gingen vor, in fast völliger Lautlosigkeit. Einer von ihnen näherte sich der Fackel, hob sie aus der Halterung und schwenkte sie kreisend über dem Kopf. Ein gewaltiger Funkenschwarm stiebte hoch, dann brannte die Fackel heller und ruhiger. Ich spürte die Befiederung des langen Pfeiles an meinem rechten Ohr, zielte sorgfältig und ließ die Sehne los. Der Pfeil heulte in die Dunkelheit und nagelte einen Angreifer an die Bohlen einer Stalltür. Ein lauter, wütender Schrei hallte durch den Hof, und eine rauhe Kehle schrie:

„Greift an! Macht alle nieder!“

Ein Sklave, der hinter der Stalltür hockte, riß an einem Seil. Ein Netz, zwischen zwei mittelhohen Bäumen gespannt, fiel waagrecht herunter und fesselte mindestens acht Angreifer, die sich durch den schmalen Durchgang drängten. Augenblicklich reckten sich, schwielige Fäuste aus den Fenstern, die Griffe der Bögen umklammernd. Ein Pfeilhagel spickte die Gefesselten, die wütend mit den Schwertern um sich schlugen und versuchten, die Seile des Netzes zu durchschneiden. In der Küche nahm ein anderer Sklave kochendes Öl aus dem Kessel, füllte es in Tonkrüge und reichte sie einem anderen Legionär, der sie durch das offene Fenster schleuderte. Die Krüge zerplatzten, das kochende Öl ergoß sich auf die Angreifer. Zwei Sklaven banden den unruhigen Stier los, öffneten die Stalltür und stachen das Tier mit einem glühend gemachten Messer. Der Stier, eine schwarze, gewaltige Masse Tier, schoß wie ein Felsbrocken aus der Stalltür und raste auf die Angreifer los. Eine Walze aus Sehnen, Knochen und Fell, mit zugefeilten Hörnern, brach sich eine breite Gasse durch zwanzig oder mehr Männer, von denen einige mit gebrochenen Knochen liegen blieben.

„In die Häuser! Ihr Feiglinge! Geht vor!“ schrie ein Mann.

Aber es war nicht die Stimme des Vinicius ... Ich zielte sorgsam und feuerte ruhig einen Pfeil nach dem anderen ab. Ich erschoss einen Angreifer, der mit geschwungenem Schwert eben die Tür der Küche erreichte. Er brach auf der Schwelle tot zusammen. Ein paar glühende Scheite wurden aus der Tür und dem großen Fenster der Küche geschleudert, beschrieben flache Bahnen in der Dunkelheit und landeten aufbrechend in den Pfützen des Öles, das augenblicklich zu brennen begann. Wieder schrien die Angreifer auf und brachten sich in Sicherheit. Die kleine Tür der Scheune wurde aufgetreten, und wie die Rasenden stürzten sich zehn meiner Männer auf die Angreifer. Lanzen zischten quer durch das Gewimmel und durchbohrten die gegnerischen Rüstungen. Aus vielen Fenstern und Türen, aus Luken und Öffnungen zischten mit einer bössartigen Regelmäßigkeit die tödlichen Pfeile der besten Schützen.

Dort! Er flieht!

Ich fuhr herum, verfolgte mit den Augen einen flüchtenden Mann, der wie ein Besessener über den Hof rannte, mitten durch ein Bächlein brennenden Olivenöls. Dann löste sich der Schuß und traf den Mann unterhalb des Helmrandes in den Nacken. Der Angreifer stürzte krachend hin und fiel mit dem Gesicht in brennendes Öl. Die Szene war jetzt hell erleuchtet.

Die Gruppe der anderen Angreifer hatte nun das Netz zerschnitten, ließ die Toten und Verletzten liegen und rannte auf den Kampfplatz zu. Hier waren eine Serie von

Einzelkämpfen entbrannt. Immer mehr Fackeln brannten. Ein Sklave rammte einem Angreifer die Fackel ins Gesicht und tötete den Schreienden mit dem Dolch.

Ich erschoss erbarmungslos jeden, der sich einer der vielen Türen näherte. Aus der sicheren Deckung zischte Pfeil um Pfeil. Ktesios, mit einer numidischen Doppelaxt bewaffnet, schnitt sich einen Weg durch eine Gruppe. Er schleuderte das Beil einem flüchtigen Angreifer nach und spaltete ihm von hinten Helm und Schädel.

„Askhan!“ schrie er und sah sich um. Jemand rannte an ihm vorbei und drückte ihm zwei Speere in die Hand. „Sie wollen fliehen, die Feiglinge! Komm her!“

Jetzt sprangen die Bogenschützen aus den Fenstern und Türen.

„Hierher!“

Eine andere Gruppe meiner Leute, acht oder zehn, die sich bisher im Stall verborgen hatten, verließ den Schutz. Sie umkreiste rennend die Angreifer auf der anderen Seite des Hofes und verwickelte sie in Einzelkämpfe. Sklaven warfen brennendes Heu auf das Holz und gossen Öl darüber aus. Binnen kurzer Zeit umgab ein Kreis von mächtig lodernden Feuern das Kampffeld. Schwerter schlugen gegen Schilde. Während ich schonungslos feuerte, wohin ich sah, rannten die Sklaven davon und zogen die Netze hoch, die unseren Hof umgaben. Die Falle war verschlossen und verriegelt. Ich schoß meinen vorletzten Pfeil ab und rettete Flavius das Leben, auf den drei Männer eindrangten. Überall sah ich die goldenen Helme meiner Männer und die bluttriefenden Schwerter aus Arkonstahl. Ich unterschied die Waffen am Klang; das römische Eisen klang dumpf, wie Bronze, und der Arkonstahl erzeugte einen schmetternden, knirschenden Laut.

Der letzte Pfeil!

Ich sah mich um. Unter mir lag hell ausgeleuchtet eine Arena des Todes. Etwa vierzig Männer standen noch auf den Beinen. Sie kämpften erbittert miteinander. Ich sah zu, wie Ktesios einem Angreifer einen Speer mit beiden Händen in den Leib rammte und den Sterbenden zehn Schritte weit mitriß, ehe er ihn ins Feuer stieß. Neben ihm riß das gerötete Horn des Stieres einem Angreifer die Därme aus dem Leib. Ktesios sprang in die Luft, landete auf dem Rücken des rasenden Tieres und hob den Arm. Ich sah den langen, flammenförmigen Dolch in seiner Hand.

Dann senkte sich der Arm.

Das Tier wurde dicht hinter dem Kopf, im Nacken, getroffen und fiel auf der Stelle tot um. Seine Läufe schlugen noch ein paarmal, aber da war der Syrer in seinem langen, gelben Gewand schon heruntergesprungen und rannte hinaus in die Dunkelheit.

Flavius!

Ein Römer hatte ihn voll mit dem Schwert auf den Helm getroffen. Von hinten rannte ein Angreifer auf ihn zu, das Schwert wie ein *pilum* ausgestreckt. Ich löste den Pfeil. Er heulte eine Handbreit neben dem Ohr des Freundes vorbei und durchbohrte den Panzer des Römers, dicht unter dem Herzen.

Ein gellender Schrei, unnatürlich hoch, durchschnitt die vielfältigen Laute. Ich hängte den Bogen weg, riß Schwert und Schild an mich und schaltete das körpereigene Abwehrfeld ein. Dann rollte die Leiter nach unten, ich kletterte schnell hinunter und betrat hastig den Kampfplatz.

„Hierher, Askhan! Hier lebt noch einer!“ schrie ein Legionär.

Ich wandte den Kopf. Nur noch an vier Stellen wurde gekämpft. Die vier fremden Männer, wie Legionäre ausgerüstet, hatten sich bis zur Wand der Scheune zurückgezogen und kämpften dort tapfer nebeneinander mit den Schwertern. Das Schwert des ersten brach, und einer meiner Männer schleuderte, plötzlich zwischen den Verteidigern auftauchend, seinen Speer mit einer solchen Wucht, daß er den Angreifer buchstäblich in die Mauer dübelte.

Der zweite Mann starb, weil sich Ktesios zwischen die Kämpfenden warf und ihm mit einer einzigen Bewegung die Kehle durchschnitt.

Die beiden anderen Männer ergaben sich.

Flavius trat, noch ehe ich sie erreicht hatte, vor sie hin und schrie:

„Die Helme ab!“

Mit zitternden Fingern lösten sie die Helmriemen. Mit zwei furchtbaren Schlägen schlug ihnen der Zenturio die Köpfe ab. Dann stieß er das Schwert dreimal bis ans Heft in die Erde und schob es zurück in die Lederscheide.

„Der Kampf ist aus, Freund Askhan!“ sagte er.

Ich schaltete das Abwehrfeld ab. Während die Männer auf mich einredeten, hörte ich immer wieder Geräusche, die mich an schluchzendes Stöhnen erinnerten. Ich wurde unruhig. Der Extrasinn meldete sich:

Ktesios!

Ich wandte mich um und sah im schwachen Licht der niederbrennenden Strohfeuer den Syrer. Er huschte von einem der gefallenen Männer zum anderen. In seiner Hand funkelte der Dolch. Er leistete gründliche Arbeit: Den verwundeten Angreifern schnitt er die Kehlen durch. Als ich ihn erreichte und an der Schulter zurückriß, faßte ich in blutgetränktes Gewand. Ich schrie ihn an:

„Bist du wahnsinnig! Sie waren verwundet.“

Er richtete sich keuchend auf, sein Gesicht war eine Grimasse, als er ausspuckte.

„Jetzt nicht mehr!“ sagte er in unfäßbarer Ruhe.

Er breitete die Arme aus, wischte den Dolch in den Falten des blutbespritzten gelben Gewandes ab und sagte:

„Sie hätten es mit jedem von uns ebenso gemacht, Askhan. In deinem Land scheint man zu viel Milde zu kennen. Oder sich Ritterlichkeit leisten zu können. Nicht aber im Rom des Nero. Und jetzt lasse mich in Ruhe - ich brauche ein reinigendes Bad und viel Wein. Ich habe zu vergessen.“

Ich blickte fassungslos zu Boden.

Erinnere dich an die Erzählungen Ktesios! Erinnere dich, wie Arria von den Löwen zerfleischt wurde! kommentierte mein Extrasinn.

Meine Männer versammelten sich um mich. Sie bildeten einen großen Kreis. Flavius schrie einigen scheu herankommenden Sklaven zu, sie sollten die Feuer wieder entfachen und den Stier abhäuten und zerlegen und alles für ein Schlachtfest bereiten.

„Wieviel Männer sind tot?“

Flavius räusperte sich, nickte und sagte dann, nachdem er wieder zu Atem gekommen war:

„Alle.“

„Wieviel?“

Ktesios schien seinen grausigen Rundgang beendet zu haben und gab Auskunft. Er sah an seinem Gewand herab, packte es mit beiden Händen und biß in den Saum des Halsausschnittes. Dann riß er die Übertunika in zwei Teile und knurrte:

„Ich habe vierundfünfzig Tote gezählt, Freund Askhan.“

Jetzt kamen immer mehr Sklaven aus ihren Verstecken hervor. Zwei Pferde schleppten den schweren Körper des Stieres über den Hof und auf eine Plattform aus weißen Brettern.

„Vierundfünfzig Tote. Und Marcus Vinicius ist nicht unter ihnen!“ sagte ich.

Ktesios warf die blutgetränkten Lumpen auf ein Feuer und wandte sich, nur mit der leichten Untertunika bekleidet, an mich.

„Morgen beim ersten Sonnenlicht wird Marcus Vinicius hier sein. Bis dahin müssen alle Spuren des Kampfes beseitigt sein. Und zwar so, daß des Marcus' scharfes Auge nichts entdeckt. Nichts, Askhan!“

Ich nickte.

„Unsere Männer haben einige Verletzungen davongetragen. Nichts Ernstes, Askhan. Sie verbinden sich gerade gegenseitig.“

Ich überlegte schnell. Was Ktesios gesagt hatte, war zweifellos richtig. Was wußte dieser unbegreifliche Mensch eigentlich nicht? Welchen infamen Trick konnte er nicht durch einen raffinierten Gegenzug außer Kraft setzen? Ich sagte zu einem Vorarbeiter:

„Nehmt Netze und Seile von den Bäumen. Zerlegt den Stier und macht viele Kessel mit Wasser heiß. Räumt die Waffen zusammen und vergrabt sie in der Nähe des Moores, aber so, daß euch niemand sieht. Und dann harkt den Hof. Scherben, Feuerspuren, Blutspritzer ... Alles muß verschwinden. Eilt euch, und meine Großmut ist euch allen sicher.“

Flavius deutete auf die umherliegenden Leichen.

„Und die Toten?“

„Jeder der Männer nimmt eine oder zwei Leichen mit. Wir reiten schnell weg und werfen sie in den Tiber.“

„Einverstanden. Aber niemand darf euch sehen.“

„Das überlaß mir, Zenturio!“ sagte Flavius scharf. Er wandte sich um, lehnte seinen Schild

gegen eine Mauer und unterhielt sich mit seinen Männern.

Diejenigen, die nur wenig oder gar nicht verwundet waren, luden sich zwei Tote auf die Pferde und ritten grußlos durch die Dunkelheit davon. Nach und nach verschwanden die Leichen.

Die schwerer Verletzten, denen ich mit der Hochdruckspritze heilende Medikamente und Antibiotika einspritzte, kletterten in die Sättel und ritten davon. Wir beluden den leichtesten Wagen, den wir hatten, mit den restlichen Toten. Einige Legionäre begleiteten ihn. Die besten und schnellsten Pferde hatten wir davorgespannt.

Der Wagen raste ratternd und klappernd durch die Nacht davon.

Dann waren wir wieder allein.

In fieberhafter Arbeit wurden sämtliche Spuren beseitigt. Die Sklaven sammelten die Waffen ein und holten Schaufeln und Grabwerkzeuge. Dann rannten auch sie davon. Als sie später, kurz vor dem Morgengrauen, wiederkamen, brachten sie Lalaga mit und versicherten, die Waffen würden im Moor langsam auf den tiefen Grund sinken.

Die Aufregung erfaßte uns jetzt erst richtig. Bis unser Bad fertig war, setzten wir uns um den Kamin meines Zimmers und gingen die Ereignisse der letzten Nacht noch einmal durch. In der Küche begannen sie, Blutwürste herzustellen.

Flavius sagte:

„Wenn Marcus Vinicius einen solchen Überfall noch einmal versucht, dann kommt er mit einer Legion oder der Reiterei der Prätorianer. Dann sind wir verloren.“

Ktesios schüttelte mißbilligend den Kopf. Er schien vom Ausgang dieses nächtlichen Kampfes befriedigt zu sein.

„Zwei Möglichkeiten, Freunde. Entweder wagt er es nicht mehr, denn inzwischen weiß mehr als die Hälfte von Rom, daß unser Freund Askhan unverwundbar und unsterblich ist. Oder aber er wagt es - und dann wagt er es offen, mit Neros Unterstützung oder während Neros Abwesenheit. Wie man hört, will Cäsar nach Korinth. Auch Olympiasieger, sagte er, sei er noch nicht gewesen und wolle es nachholen.“

Ich warf ein:

„Wenn er es offen wagt, werde ich jeden Kampf vermeiden. Dann nämlich geht ein weiterer Teil unseres Planes, Ktesios, in Erfüllung.“

„Richtig. Eine weitere Strafe auf dem Weg, Nero in den Selbstmord zu treiben!“ versicherte der Syrer mit einem Lächeln von satanischer Bosheit.

*

Am nächsten Morgen erzählte mir Lalaga, ein Reiter in einer prächtigen Toga stünde mitten im Hof und wünsche mich zu sprechen.

Marcus Vinicius! meldete sich der Extrasinn.

Ich zog meine langen Hosen an, fuhr in die Stiefel und schnallte den Gurt mit Schwert und getarnten Dolch-Strahlern um.

Dann warf ich eine lederne Jacke über die Schultern und ging hinunter.

Ich erkannte ihn, meine Finger begannen unruhig zu zittern. Dies war der Mann, der mich im Angesicht der Versammlung bei Nero niedergeschlagen hatte.

„Ein erstaunlicher Besuch!“ sagte ich. „Warum kommst du hierher, Vinicius?“

„Nur ein Besuch“, sagte er. „Und eine Warnung.“

Seine Stimme zitterte. Er hatte Reihen von gefesselten Gefangenen erwartet und Leichen, die vor ihm ausgebreitet waren wie die Jagdbeute des Scipio.

„Warnung? Wovor? Ich kann mich nicht erinnern, gegen ein einziges Gebot des Cäsars verstoßen zu haben!“ sagte ich fest und bekam mich wieder in die Gewalt.

„Es sind Zeichen dafür vorhanden, daß es eine Verschwörung gegen Nero gibt!“ sagte er.

Ich verbeugte mich und machte eine Geste, die er eindeutig als sarkastisch auffassen mußte.

„Ich habe diesen Gutshof von Nero bekommen“, sagte ich leise, aber mit Bestimmtheit. „Und dafür habe ich Rom und dem Cäsar zweimal einen wichtigen Dienst erweisen können. Die einen Männer arbeiten mit Redlichkeit und Tüchtigkeit, und die anderen brauchen dazu Gift und gedungene Mörder. Ich habe indessen den Eindruck, edler Marcus, daß deine unruhigen Augen etwas suchen. Darf ich die Türen des Hauses weit vor dir öffnen - das gilt aber nur für den Fall, daß du aus dem Sattel steigst.“

Nervös zupfte er an den Falten seiner prächtigen Toga und beruhigte sein Pferd.
 „Ich suche nichts. Ich kam nur vorbei. Und ich weiß, was du wert bist.“
 „Auch ich weiß, was du wert bist“, sagte ich. „Darf ich dich zum Essen hereinbitten?“
 Er hob die Hand. Die Finger waren plump, aber kräftig. Diesmal funkelten drei Ringe daran, einer prunkvoller als der andere.
 „Ich danke, ich bin nicht hungrig. Weißt du etwas von einer Verschwörung?“
 Ich lachte und schüttelte den Kopf.
 „Ich muß dich warnen. Viele Gegner haben viele Augen“, bemerkte er sybillinisch. „Weißt du etwas von der Verschwörung, so sage es. Bist du darin verwickelt, dann bist du jetzt schon ein Opfer. *Damnatus ad bestias...* du verstehst?“
 Ich sagte ruhig:
 „Ich bin keine fünfzehnjährige Christin. Die Löwen würden sich den Magen verderben!“
 Er riß brutal am Zügel des Pferdes. Das Tier stieg hoch, wieherte schmerzlich und wirbelte mit den Vorderhufen. Er zwang das Tier, vor mir zu tänzeln und auf den Hinterbeinen zu gehen. Aus dieser Stellung heraus sagte er in unverhüllter Drohung:
 „Der Cäsar macht mit seinen Feinden, die zugleich Feinde Roms sind, auf seine Weise Schluß. Sieh zu, daß du nicht in die Bahn seiner Wut kommst.“
 Ich stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte ruhig:
 „Du bist nichts anderes als ein Feigling, Marcus Vinicius. Du kämpfst nur, wenn du nicht gefährdet bist. Du bezahlst die Mörder, du verschickst Gift. Und du hast den Mut eines Hasen. Gib acht, daß ich dich nicht aus dem Sattel zerre und dir jeden Zahn einzeln in den Hals schlage, du Schmarotzer am Thron Cäsars. Wenn wir uns das nächstemal sehen, wird sich vieles verändert haben. Wenn du stirbst, dann stirbst du wahrscheinlich von meiner Hand. Und dann stirbst du sehr langsam. Du wirst alle die Ängste miterleben, die deine Opfer hatten. Du bist nicht wert, daß die Sonne auf deinen Rücken scheint.“
 Ich ahmte das Geräusch einer Schlange nach, und das Pferd scheute. Das Tier verfiel in panischen Schrecken und sprang in einer Reihe von grotesken Sprüngen aus dem Hof hinaus. Wütend kämpfte Marcus mit seinem Reittier. Einige Sklaven wagten zu lachen, und das wiederum registrierte Marcus.
 Sein nächster Zug würde nicht lange auf sich warten lassen.
 Ich ging ins Haus zurück, verzehrte mit Lalaga und meinen Freunden zusammen ein ausgezeichnetes Frühstück und legte mich anschließend wieder zu Bett. Ich schlief, nachdem die schwarzen Gedanken des Gemetzels von liebenswürdigeren Empfindungen an der Seite Lalagas verdrängt worden waren, länger als sonst.

*

Vierundzwanzig Jahre nach der Ermordung des Caligula begann eine böse Zeit für Rom. Sie begann tatsächlich mit der Aufdeckung einer Verschwörung gegen den vom Cäsarenwahn in seiner grausigsten Form geschlagenen Nero.

Wir hörten die Nachricht von einem Sklaven, der angsterfüllt geflohen war. Er kam vom Besitz des Seneca und wußte in seiner Not offensichtlich keinen anderen Zufluchtsort.

Seneca war zum Selbstmord gezwungen worden.

Nachdem Nero eine angebliche oder wirkliche Verschwörung aufgedeckt hatte, zwang er die beiden Hauptbeteiligten Marcus Annaeus Lakanus, den römischen Dichter, und Lucius Annaeus Seneca, den Philosophen, zum Selbstmord. Seneca hatte sich in einem heißen Bad die Adern geöffnet; die Frau des Seneca, die ihrem Mann in den Freitod folgen wollte, wurde von den Abgesandten des wahnsinnigen Kaisers daran gehindert. Ich erinnerte mich an die Zeilen, die ich von Seneca gelesen hatte. *Über den freiwilligen Tod* hatte er geschrieben:

Es ist Unrecht, durch Gewalt und Raub zu leben, aber es ist das Schönste, was es gibt, nämlich durch „Raub“ zu sterben.

*

Für uns alle auf dem kleinen Gutshof war es ein Jahr der Ruhe. Aber diese Ruhe war nur scheinbar.

Dauernd waren Ktesios und ich unterwegs. Wir sprachen mit unzähligen Menschen und agierten gegen Nero. Der Gedanke, daß ein Gegen-Cäsar aufgestellt und ausgerufen werden

sollte, nahm greifbare Formen an. Alles verlief im geheimen.

Wir rechneten damit, daß Marcus Vinicius mit uns abrechnen würde.

Wir sollten uns nicht täuschen.

„Das ist sicher, nach allem, was wir erlebt haben und was wir wissen“, sagte der Syrer. Er schien geradezu intuitiv zu wissen, wie unser Schicksal in den nächsten Monaten ablaufen würde. „Wenn Marcus sich rächt, schickt er eine Legion. Und du wanderst in den Circus, zu den Gladiatoren. Dort, im Angesicht des Volkes, sollst du sterben. Wenn es nach ihm geht.“

„Da es aber nach uns geht, werde ich nicht sterben!“ erwiderte ich.

„Trotzdem: Du wirst alles Glück der Welt brauchen!“ sagte er.

Ich wußte genau, welches Risiko ich einging.

Und so arbeiteten wir Tage und Wochen daran, dieses Risiko stückweise zu verkleinern.

Schließlich kam die bewußte Nacht.

Wir waren bereit.

„Sie kommen!“

Ktesios nickte mir zu und verließ das Zimmer. Er nahm mit sich, was er für seinen Teil des Planes brauchte. Er faßte Lalaga an der Hand und verließ den Gutshof. Kurze Zeit später hörte ich die Hufschläge. Ich trug nur die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände bei mir. Das Ende meines Aufenthaltes in dieser verfluchten Stadt kam näher.

Zuerst stoben einige Reiter der Prätorianergarde in den Hof.

Zwischen ihnen, in prunkvoller Rüstung, Marcus Vinicius.

„Askhan Arcon!“ schrie er. „Komm heraus! Im Namen Roms.“

Ich rief von der Terrasse:

„In deinem Namen, Mörder! Ich komme.“

Ich trug nur die Stiefel, meinen Gürtel und den Zellaktivator. Aber in den Stiefelschäften waren die tödlichen Waffen verborgen. Sie durften Ktesios nicht finden, denn über ihn war jetzt allein die Verbindung mit Rico und dadurch mit der Tiefseekuppel möglich. Hinter Vinicius schoben sich Schilde, Helme und Speere in das Licht der Fackeln und Öllampen. Verängstigt drückten sich die Sklaven und Arbeiter an die Wände.

Genauer: es gab hier keine Sklaven mehr - ich hatte sie alle freigelassen und die Urkunden unterschrieben. Ich zog den Mantel enger um meine Schultern und ging die Stufen in den Hof hinunter.

„Was willst du, Marcus?“ fragte ich laut.

„Auf Befehl Neros. Du bist mein Gefangener. Wir wissen, daß du an einer Verschwörung gegen Nero beteiligt bist. Du bist verhaftet und vom Cäsar *ad bestias* verurteilt worden.“

„Dann hast du dein Ziel erreicht, Feigling!“ sagte ich und hob den Arm. Man brachte mein Pferd, und ich sagte, etwas leiser:

„Du brauchst keine Angst zu haben - ich werde nicht zu fliehen versuchen.“

„Das wäre nichts als eine Verkürzung deines Lebens. Sieh dich um!“ entgegnete er haßerfüllt.

Der Hof hatte sich mit Soldaten gefüllt. Ich entdeckte einige bekannte Gesichter darunter; meine ehemaligen Legionäre. In ihren Augen war ein verdächtiges Funkeln. Ich wußte, daß Ktesios sie eingeweiht hatte und fühlte mich nun wesentlich sicherer.

Ich schwang mich in den Sattel.

Vermutlich war dies der letzte Ritt auf meinem Rapphengst.

„Wohin bringst du mich?“

„In die Verliese des Circus Maximus!“ sagte er hart.

Im ersten Morgengrauen befanden wir uns in der Nähe des riesigen Steinbauwerks. Dort fanden bis zu dem Zeitpunkt, an dem ein neues Amphitheater erbaut war, die Spiele statt. Ich wußte, wie sie verliefen - auch hier kannte Neros Blutdurst keine Grenzen. Eine Abteilung der Soldaten brachte mich hinunter in den Teil, in dem sich die zum Tod in der Arena Verurteilten befanden. Ein stechender Raubtiergeruch lag in der Luft, und ich hörte das Knurren von Tigern und Löwen.

„Wann sind die nächsten Spiele?“ fragte ich lächelnd einen Legionär.

Der Mann starrte mich fassungslos an.

„Drei Wochen!“ sagte er. „Vielleicht kannst du dein Leben retten!“

Ich hob die Schultern und fragte leichthin zurück:

„Indem ich mich zu den Gladiatoren melde?“

„Ja. Wenn Nero gnädig ist, gewährt er dir diesen Vorzug.“

„Ich habe keinen Grund, an Nero zu zweifeln!“ sagte ich.

Er blieb kopfschüttelnd stehen, als man eine Zellentür aufsperrte und mich hineinstieß.

Die Tür schlug zu. Sternenlicht fiel durch ein hochliegendes vergittertes Fenster hinein. Vor mir waren unterdrückte Geräusche. Jemand hustete qualvoll. Dann krächzte ein anderer:

„Willkommen, wer immer du bist.“

„Ich bin Neros bester Mann“, sagte ich bitter und tastete um mich, während ich in die Knie ging. Ich fand einen freien Platz auf feuchtem Stroh, das nach menschlichen Ausscheidungen aller Art stank, und wickelte mich aus meinem Mantel.

„Das sagte auch Seneca!“ murmelte jemand.

„Und jetzt Ruhe. Wir müssen ausgeschlafen sein, wenn wir ausgepeitscht werden.“

Ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich ausgestreckt hin.

Ich schlief tatsächlich ein.

Am nächsten Morgen weckte uns ein Wärter, der mit seinem Schwertgriff gegen die Stäbe der Zellentür schlug und schrie:

„Holt euren Fraß, Verdammte!“

Eine Klappe öffnete sich. Uns wurden Brote hereingereicht, Töpfe mit heißer Suppe und Wein, Würste und Schinken und ein großer Käse. Ich richtete mich langsam auf und riß die anderen Männer zurück, die sich wie wilde Tiere auf das Essen stürzten. Ich sah auf dem Käse das Zeichen des Ktesios, und da wußte ich, daß er sich verkleidet hier befand oder seine vielfältigen und verschlungenen Beziehungen spielen ließ.

„Zurück, ihr Narren!“ donnerte ich und warf zwei von ihnen hinter mich.

Dann stellte ich mich vor das Essen, das am Boden stand. Ich zählte ab und sah nacheinander in vierzehn Gesichter.

Sie glichen den erbarmungswürdigen Gestalten, die ich in Sardinia eingefangen hatte.

„Schweigt!“ sagte ich leiser. „Ihr seid alle ausgehungert. Wenn ihr das Zeug in euch hineinschlingt, werden sich eure Mägen wieder ausleeren. Wir teilen alles in fünfzehn Teile, und in den nächsten Tagen wird das Essen immer so gut und reichlich sein. Los jetzt!“

Wir teilten alles miteinander.

Nach einem guten halben Tag, der mir wie eine kleine Ewigkeit vorkam, öffnete sich die Tür. Eine Wache mit gezogenen Schwertern stand draußen. Ein Prokurator hatte sich vorn aufgebaut, musterte uns verächtlich und heftete dann seinen Blick auf mich.

„Cäsar ist gnädig“, sagte er in gemütlichem Plauderton. „Seine Güte ist unaussprechlich groß. Er bietet euch Verdammten das Leben an, oder wenigstens eine Möglichkeit, in Ehre zu sterben.“

Wir standen da und starrten ihn an. War auch er bestochen?

„Was bietet uns Nero?“ fragte ich.

„Nicht dir. Nur den anderen. Du bist Arcon?“

Ich antwortete, indem ich den Kopf senkte.

Du sollst offensichtlich auf andere Art sterben! flüsterte der Extrasinn.

„Ihr werdet elend in den Rachen wilder Tiere verenden“, sagte der Prokurator und zog verächtlich den Saum seiner Tunika höher, als er den Schmutz am Zellenboden bemerkte.

„Wenn einer von euch kräftig genug ist, kann er sich zu den Gladiatoren melden. Wer tritt vor?“

Nach kurzem Zögern entschieden sich vier Männer.

„Ihr vier?“ fragte der Prokurator.

„Ja. Ich!“ sagte einer. Die anderen stimmten ebenfalls zu.

In der Provinz gab es den *lanista*, den Herrn der Gladiatoren, der seine Truppe, die *familia gladiatoria*, an den Veranstalter der Spiele vermietete. Gutes Essen und Trinken in der Gladiatorenschule lockte junge Adelige und Enterbte in die Kasernen, aber gekaufte Sklaven und arme Teufel, die sich freiwillig anschlossen, bildeten das Hauptkontingent. Ein hoher Geldpreis würde sie belohnen, wenn sie nach Ablauf des Kontraktes noch lebten, was selten der Fall war. In Rom selbst gab es keine *lanistae*; Cäsar übte dieses Gewerbe durch die Prokuratoren selbst aus. Ihnen gehörten ebenso die wilden Tiere und die Gebäude an der *via labicana*. Der kleine Prokurator schüttelte den Kopf und deutete auf die Männer.

„Kommt mit.“

Er drehte sich um und stolzierte hinaus. Die vier Männer stürzten ihm nach und wurden von der Wache aufgehalten. Die Tür schloß sich wieder.

„*Morituri te salutant!*“ murmelte einer der Zurückgebliebenen.

Wir waren noch elf Gefangene. Bisher war mehr als ein halber Tag verstrichen, ohne daß sich an meinem Status etwas geändert hatte. Ich hoffte, daß Ktesios inzwischen erreicht hatte, was wir ausgemacht hatten. Gegen Abend brachte uns ein unbekannter Posten eine weitere Ration Lebensmittel. Wieder ausgezeichnetes Essen, das wir uns teilten.

Gegen Mittag, am vierten Tag, wurden draußen Stimmen laut. Ich reagierte schnell, als mein Extrahirn mir zuflüsterte:

Große Dinge nähern sich. Gib genau acht!

Die Tür wurde aufgeschlossen und ruckartig aufgerissen. Vier Reihen tief standen Soldaten da. Sie blickten starr und unbeteiligt und wichen auseinander, als sich hinter ihnen zwei Gestalten näherten. Sie trugen Togen, die bis zum Boden reichten. Nero und Marcus Vinicius.

„Meine besten Freunde!“ sagte ich.

„Sicher kommt ihr, um mich mit allen Ehren freizulassen!“

Nero stieß ein meckerndes Gelächter aus.

Von dem einstigen Vorzugsschüler des Seneca war nichts mehr zu erkennen.

„So ist es!“ sagte Cäsar.

„Wir sind sicher, daß du es schaffen würdest, dich als Gladiator freizukämpfen, nicht?“

„Wahrscheinlich!“ Ich lächelte arrogant.

Nero und Vinicius sahen sich an. Vinicius lächelte böse und sagte schroff:

„Bringen wir es hinter uns!“

Er streckte die Hand aus. Außerhalb meines Blickfeldes reichte ihm jemand etwas Schweres. Er zog die Hand zurück und hielt einen Pokal in den Fingern. Ich begriff.

Gift!

„Deine einzige Methode!“ sagte ich. „Vinicius, der Feigling, der sich auf Gift verlassen muß, weil er seinem Schwert nicht vertrauen kann.“

Einen Augenblick lang schien Nero zu zögern, dann sagte er leise:

„Nein. Nicht deswegen. Ich bin es, der dir einen leichten Tod sichert. Du stehst in meinem Weg, Parther, nicht?“

Ich streckte meine Hand aus, ergriff den Pokal und sagte schulterzuckend:

„Es wird nicht viel nützen, aber versuchen wir es einmal.“

Ich roch den schweren Wein. Mit großem Sinn für Delikatesse hatte Nero das Gift in den Wein mischen lassen. Das sogenannte letzte Vergnügen. Ich setzte den Becher an und trank ihn aus. Dann fühlte ich, wie in meinem Magen eine eisige und kochende Hölle ausbrach und krümmte mich unwillkürlich ein wenig. Ich gab Nero den Becher zurück und starrte den Cäsar an. Unsere Augen fochten ein stummes Duell aus, und alle dreißig Legionäre waren Zeugen. Und auch die übrigen Gefangenen, die weiß vor Furcht an den Wänden lehnten und nicht aufzusehen wagten. Es mußte das gleiche Gift gewesen sein wie damals in der sardischen Hafenschenke. Mein Zellaktivator begann schon jetzt mit erhöhter Kraft dieses Gift zu neutralisieren. Ich richtete mich wieder auf und sagte voller Verachtung.

„In deiner Stadt, Cäsar, gibt es ein Gerücht. Dieses Gerücht ist die Wahrheit. Ich bin nicht zu vernichten, nicht zu töten.“

Ich legte wie unbeabsichtigt den Mittelfinger auf den Schalter der Gürtelschnalle. Falls einer der Legionäre mit seinem Schwert zustoßen wollte, würde ich das Abwehrfeld aufbauen.

Ich begann zu fühlen, wie sich mein Körper langsam an das Gift gewöhnte. Ich glaubte es wenigstens. Jedenfalls erfolgte außer einem Ausbruch kalten Schweißes keine Reaktion.

„Das Gift wirkt nicht!“ sagte Nero dumpf.

Marcus schüttelte fassungslos den Kopf und murmelte:

„Ich schwöre bei Jupiter, daß ich es selbst gemischt und an zwei Hunden ausprobiert habe. Sie verendeten binnen kürzester Zeit.“

„Bin ich ein Hund?“ erkundigte ich mich.

Ich versuchte, das hemmungslose Zittern meiner Knie zu unterdrücken und lehnte mich an die Mauer. Nero wandte sich an die Garde und schnarrte:

„Weg mit euch! Und du wirst dir noch etwas einfallen lassen müssen, Marcus!“

Er winkte, und die Tür wurde wieder verschlossen. Das letzte, was ich sah, waren sein völlig verstörter Blick und die fassungslosen Gesichter der Soldaten.

Ich sank langsam an der Mauer herunter und krümmte mich auf meinem Mantel zusammen. Nach dem ich mich mehrmals übergeben hatte, fühlte ich mich ein wenig besser. Eineinhalb Stunden später brachte die Wache einen Topf heiße Suppe, den ich zur Hälfte allein leertrank. Ich schlief in dieser Nacht wie betäubt...

*

Das Sonnenlicht blendete mich, als sie mich drei Tage später in den Sand der Arena hinausführten. Eine Menge Pöbel begleitete uns. Der Ausgang zur Arena war mit Bewaffneten umstellt. Ich sah einen schwarzen Stier angepflockt, dessen Zunge unablässig ums Maul fuhr. Dann erkannte ich wieder Nero und Marcus. Ein Tisch, darauf ein Krug, Becher und eine große Schale.

„Nero“, sagte ich respektlos und fuhr über meinen wuchernden Bart, „du traust sogar den Berufsmördern deines Rates nicht.“

Mit einer fast verzweifelt dramatischen Bewegung goß Marcus ein Drittel des Inhaltes aus dem Krug in die Schale und stellte sie direkt unter das Maul des Stieres. Das Tier blies durch die Nase, tauchte die Zunge in das Gebräu und begann dann, schmatzend zu saufen. Ich sah den Vorbereitungen in einer Mischung aus Unruhe und Belustigung zu. Als jemand in der herumstehenden Volksmenge mit den Fingern schnippte, drehte ich vorsichtig den Kopf. Da sich das Interesse auf das arme Tier konzentrierte, konnte Ktesios, der als zerlumpter Bettler eine geradezu malerische Figur abgab, mir ein Zeichen machen. *Alles in bester Ordnung*, hieß es. Ich schaute gerade in dem Augenblick auf den Stier, als er zusammenzuckte, den Kopf hochriß und schaurig brüllte. Der Schrei erstarb in einem matten Gurgeln. Das Tier brach wie vom Blitz gefällt zusammen und streckte die Beine starr aus.

„Das Gift wirkt. Dieses Gift ist tödlich!“ sagte Marcus.

Ich wand mich aus dem Griff der Söldner.

Marcus blieb vor mir stehen. Ich sah durch ihn hindurch, nahm den Becher und trank ihn leer. Ein zuckender Schmerz raste meine Speiseröhre hinunter. Ich begann zu wanken, Nebel wallten vor meinen Augen auf, und ein Brechreiz würgte mich erbärmlich. Ich lehnte mich fiebernd und schwitzend, zwischen Höllenglut und Eiseskälte, an die Mauer und blinzelte in die Sonne. Ein lähmendes Schweigen breitete sich aus. Ich fühlte, wie meine Besinnung schwand und klammerte mich fest. Dann, unendlich langsam, klärte sich mein Blick wieder. Ich hatte gesiegt.

„Das war ein besonders guter Tropfen!“ sagte ich leise, so deutlich, wie ich es vermochte.

Zuerst war es ein einzelner Legionär, der vor Schreck aufstöhnte und sich zur Flucht wandte. Seine Sandalen verursachten klatschende Geräusche, die sich entfernten und leiser wurden, als er durch den Korridor floh. Zwei andere folgten ihm. Marcus entfiel der Becher. Er wurde grün im Gesicht, starrte mich an und ging dann, immer schneller werdend, weg. Nero folgte ihm. Binnen kurzer Zeit stand ich allein hier.

Ich fühlte einen kräftigen Arm unter meiner Schulter.

Die vertraute Stimme Ktesios sagte halblaut:

„In vier Tagen kommt der Anführer der Gladiatoren. Du hast nichts mehr zu befürchten.“

„Ist gut... wie geht es ... Lalaga?“ murmelte ich, am Ende meiner Kraft.

„Ausgezeichnet. Sie fiebert dem Moment entgegen, dich auf einer kleinen Mittelmeerinsel gesundpflegen zu können.“

„Gut, gut!“ sagte ich.

Ktesios - welch eine Groteske! - führte mich bis in die Nähe der Zelle, dann verschwand er ebenso unbemerkt, wie er aufgetaucht war. Ich setzte mich neben die Tür, lehnte mich an die Wand und übergab mich abermals. Schließlich kamen die Wächter wieder und warfen mich auf das Stroh. Die folgenden vier Tage verbrachte ich damit, mich zu erholen. Ich aß viel, schlief ausdauernd und versuchte, meinen Körper geschmeidig zu erhalten. Ich begann, mir meine Chancen als Gladiator auszurechnen. Als tatsächlich der Verantwortliche für die Spiele kam und mich fast ehrfurchtsvoll fragte, ob ich in der Arena kämpfen wolle, sagte ich zu.

Als man mich, auf einem Wagen und an Händen und Füßen gefesselt, zur Schule der Gladiatoren brachte, schlug das Gerücht bereits sichtbare Wellen.

Ich wurde angegafft wie ein seltenes Tier.

Der Parther! Die Sensation der kommenden Spiele. Der Unverwundbare kämpft gegen Bestien, Menschen und das Schicksal.

Auf mich wurden bereits hohe Wetten abgeschlossen.

Ich wurde den anderen Männern vorgestellt. Es waren über hundert Kämpfer der verschiedenen Gattungen. In den mir noch verbleibenden Tagen erfuhr ich, daß Nero zwar kurze, aber inhaltsreiche Spiele geplant hatte.

Ich erhielt meine Waffe. Ich hatte mich entschieden, als Samnit zu kämpfen, also als Schildträger und Schwertkämpfer. Durch einen von Ktesios gesteuerten Zufall erhielt ich meinen eigenen Schild und mein Schwert aus Arkonstahl. Es fiel nicht einmal auf. Vermutlich hatte der Syrer seine Gold-und-Drohungen-Diplomatie angewandt. Wir trainierten miteinander und gegeneinander. Ich wußte, daß zwischen dem Ende des Kampfes und Neros, zumindest aber Marcus Ende, nur noch kurze Zeit lag. Und dann, wenn das alles vorbei war, würde ich aus der Stadt verschwinden.

Vermutlich wird es ganz anders enden! sagte der Extrasinn pessimistisch.

Am Vorabend des Kampfes gab es für uns ein üppiges Bankett. An langen Tischen saßen die Gladiatoren. Diejenigen, die sich miteinander angefreundet hatten, saßen zusammen, obwohl sich die Männer schon fünfzehn Stunden später gegenseitig umbringen würden. Wir aßen und tranken, und ich versuchte, nur leichte und wertvolle Dinge zu essen und trank meinen Wein stark mit Wasser vermischt.

Die Henkersmahlzeit der Gladiatoren, die *cena libera*, war öffentlich. Zwar konnte keiner der Gladiatoren flüchten, aber dennoch liefen die Besucher an den Tischen vorbei und starrten uns an, tauschten Bemerkungen über unsere körperlichen Kräfte, über unser Aussehen und unsere Überlebenschancen aus.

Ich unterhielt mich mit Ktesios, der diesmal in der Verkleidung eines Freigelassenen erschienen war.

„Ich werde einen der besten Plätze nehmen, Askhan!“ sagte er.

„Und mein Auge wird versuchen, schneller als ein Sonnenstrahl zu sein.“

„Das ist gut. Und ich muß mich besonders gegen Ende des Kampfes auf dich verlassen können!“ sagte ich.

„Hoffentlich breche ich mir beim Heimgehen nicht das Bein!“ sagte er und drückte meine Schulter.

Als ich mich auf mein Lager warf, entdeckte ich, daß jemand meinen wertvollen Gürtel gestohlen hatte.

Damit bist du verwundbar geworden! Das kann dein Tod sein! schrie der Extrasinn.

Ich sprang auf und raste in die Säle hinunter. Einige der Kameraden und ich suchten lange, aber wir fanden den Gürtel nicht mehr. Es war zu spät, um den Plan umzuwerfen.

10.

IN DER ARENA:

Wir marschierten in die Arena ein, nachdem wir den Baum umrundet hatten. Diener trugen unsere Waffen hinter uns her. Wir bildeten ein kleines Heer von etwa einhundertzehn Männern. Alle Größen, alle Sprachen und viele Hautfarben waren vertreten. Jeder der Todgeweihten schien seine gestrige Furcht überwunden zu haben. Als die Flöten, die Hörner und die schrillen Trompeten, die Becken und Zimbeln aufdröhnten, stellten wir uns vor der Loge des Cäsars auf. Dort oben hockte Nero auf seinem Sitz, und hinter ihm stand Marcus Vinicius.

Wir schrien im Chor:

„*Ave, Imperator! Morituri te salutant!*“

Die Todgeweihten grüßten den Imperator.

Anschließend wurde die Prüfung der Waffen durchgeführt; stumpfe Schwerter und verbogene Dreizacke wurden ersetzt. Wir marschierten zurück in die sicheren Kavernen hinter den dicken Gittern. Die ersten zwanzig von uns gingen hinaus in die Arena. Mehrere Zehntausende Römer aller Stände füllten die Ränge. Wieder begann diese schaurige Musik zu toben und zu kreischen. Türflügel und Gitter flogen auf, und etwa fünfundzwanzig Tiger und

Löwen rannten und sprangen, sich gegenseitig behindernd, hinaus in die Helligkeit. Man hatte sie tagelang hungern lassen und mit spitzen und glühend gemachten Eisen bis zum Wahnsinn gereizt.

Der ganze Circus begann zu fiebern. Durch die Volksmenge ging ein langes, tiefes Stöhnen, als die Bestien knurrend auf die Gladiatoren zurannten.

Dann sprangen sie ihre Opfer an.

Die Samniten mit Schild und Schwert wehrten sich gegen die Löwen, indem sie den Tieren den Schild gegen den Kopf schmetterten und von unten her ihre Schwerter in die Körper bohrten. Schreie der Wut und des Schmerzes hallten durch die Arena. Die Menschenmassen jubelten auf, schrien, gerieten in Ekstase. Die Thraker mit Rundschild und langem Dolch versteckten sich unter den Schilden und stachen nach den Augen und in die Nasen der Tiere. Gladiatoren und Raubtiere wälzten sich im Sand. Überall war Blut. In der Mittagshitze erhoben sich Staubschleier unter den Pranken der Tiere und den Tritten der Gladiatoren. Die *Murmillones*, auf deren Helm ein Fisch dargestellt war, wehrten die Angriffe der halbverhungerten, vor Hunger und Schmerz rasenden Tiere mit den langen Dreizacken ab. Die Netzkämpfer warfen ihre Seile über die Tiere und stachen und hieben um sich.

Zwei Löwen fielen sich gegenseitig an.

Ein Tiger schleifte einen Gladiator, dessen Glieder nach allen Seiten schlenkerten, quer durch die Arena und begann sein Opfer anzufressen. Von der Galerie zischten Pfeile herunter und brachten das Tier dazu, aufzuspringen und sich wieder in den Kampf zu stürzen. Binnen einer halben Stunde verwandelte sich die Arena in ein aufgewühltes Areal voller Leichen und Blut, voller Kadaver und verlorener Waffen. Grotesk stak ein Dreizack im Sand und warf auf einem blutigen Schild einen Schatten wie eine Sonnenuhr.

Noch vier Gladiatoren waren auf den Beinen.

Ein Befehl ertönte, und zehn weitere Raubtiere wurden in die Arena entlassen. Leoparden, schwarze Panther, Löwen und Tiger. Sie stürzten sich auf die Gladiatoren. Wieder entbrannten die Kämpfe, in denen die Menschen kaum Möglichkeiten hatten. Kurze Zeit später strichen nur noch hungrige Raubtiere durch den Sand und zerrten an den zuckenden Körpern. Knochen brachen mit einem schauerlichen Krachen. Das Volk johlte und schrie.

Ein Fanfarensignal hallte durch die ovale Anlage.

Jetzt traten zwanzig Gladiatoren gegen die zwölf Tiere an. An fünfzehn Stellen sammelten sich die Menschen und die Tiere. Schwarze Schatten sprangen durch die Luft und verbissen sich in den Kämpfern. Wieder begann das furchtbare Gemetzel. Die Tiere kreischten und knurrten und röhren.

Ein Gladiator floh voll panischem Entsetzen. Zwei Leoparden lösten sich aus einer Gruppe, verfolgten ihn über ein Drittel der Distanz und machten ihn unter der Loge Neros nieder. Die anderen Männer kämpften Rücken an Rücken gegen die mächtigen Löwen, die auf sie lossprangen, sie umrissen, ihnen die Knochen mit Prankenhieben brachen und das Fleisch in Fetzen vom Leib rissen. Das Blut floß in Strömen. Ich stand da, mein Gesicht nahe an den Gittern und suchte die besseren Plätze nach dem Gesicht Ktesios ab.

Nichts!

Du wirst ihn nicht entdecken. Verkleidung und die Menschenmenge ... sagte der Extrasinn.

Dann senkte sich das Schweigen des Todes über die Arena.

Noch fünf Raubtiere waren darin, verwundet, aber hungrig. Sie begannen an den Toten zu fressen. Etwa zwanzig Sklaven wurden mit Peitschenhieben aus einer Abteilung getrieben. Die Männer trugen rauchende und brennende Fackeln und kreisten die Tiere ein, die fauchend und widerstrebend zurückwichen. Langsam wurden sie in die Richtung der Käfige gedrängt. Eisentüren glitten hoch, und die Tiere verschwanden in den dunklen Gängen. Von innen ertönten das Knallen der Peitschen und die heiseren Laute der Tiere.

Dann kamen Männer und vergewisserten sich, daß die Gladiatoren auch wirklich tot waren; sie schlugen ihnen mit eisernen Hämmern die Schädel ein. Gespanne aus Eseln und Maultieren kamen in die Arena. Den Leichen wurden Riemen um die Fußknöchel gehängt, ebenso legte man Schlingen um die Köpfe oder Hinterbeine der Raubtierkadaver. Unter dem Johlen und Pfeifen der Menge wurden die Opfer dieses ersten Kampfanges aus der Arena gezogen und in einem kleinen Innenhof auf einen Haufen geworfen. Man sammelte Waffen und Leichenteile auf und trug sie in Körben hinaus, dann glätteten die Sklaven den Sand der

Arena wieder flüchtig. Die helle Fläche war von dunklen, runden Flecken unterbrochen, als die Männer nach einem weiteren Signal wieder hinausrannten.

Die *sportula* begann... der Kampf Mann gegen Mann.

Die restlichen Gladiatoren marschierten unter dem Dröhnen der Musik in die heiße, sonnenglühende Arena hinein. Es waren weniger als achtzig, aber eine gerade Zahl. Wir stellten uns in zwei Kreisen auf. Einer war kleiner, der Innenkreis, der andere größer. Sämtliche Gattungen von Kämpfern waren vertreten. Dann, auf ein weiteres Signal, blieben wir stehen. Jeder von uns hatte nun einen Gegner.

Abermals die Trompeten.

Dann umkreisten sich die Gegner. Ich bekam einen Netzkämpfer zum Gegner, einen riesigen Neger namens Flammo. Er trug ein großes Netz und einen Dreizack, dessen Spitzen in der Sonne flimmerten und blitzende Reflexe warfen. Ich drehte mich, fing mit meinem Schild die Sonnenstrahlen ein und blendete den Mann.

Er warf das Netz. Schwirrend griffen die Maschen nach mir.

Mit einem riesigen Sprung nach links brachte ich mich in Sicherheit. Das Netz fiel zu Boden, ich sprang vor und schlug von unten herauf mit dem Schwert zu. Ich traf das Metall des Dreizacks dicht an der Stelle, wo die Tülle ins Holz übergang. Ich durchtrennte die Waffe fast, mußte mich wieder in Sicherheit bringen, und während er Netz und Dreizack an sich zog und sich wieder in Angriffsposition stellte, blendete ich ihn abermals.

Tausende Römer schrien. Sie wetteten und diskutierten. In der Loge sprach Nero mit Marcus und anderen Männern. Wasserverkäufer und Sklaven, die Süßigkeiten und Leckerbissen verkauften, wanderten durch die Ränge. Die Arena hallte von den Schreien wider, mit denen sich die Kämpfenden Luft machten.

Das Geräusch der Waffen dröhnte in meinen Ohren.

Der Neger stieß mit dem Dreizack nach mir und schrie:

„Wenn du mich tötest, Kamerad, dann tu es schnell!“

Ich hechtete unter dem kreisenden Netz hinweg, rollte mich nach rechts ab und verlor beinahe das Schwert.

„Ich verspreche es, Kamerad!“ versicherte ich.

Als sich der geschleuderte Dreizack in den Boden bohrte, brach die Spitze ab. Ich stellte mich auf, hob das Schwert und beobachtete genau das Netz, das über dem Kopf des Negers kreiste. Als er es schleuderte, sprang ich nach vorn, schlug mit dem Schild den Netzrand zur Seite und bohrte Flammo das Schwert in die Brust. Er war sofort tot.

Ich zog das Schwert heraus, hob es hoch und ging an die Stelle zurück, von der aus die Hälfte dieser ersten Gruppe ihren letzten Gang angetreten hatte. Ich erfrischte mich mit kaltem Wasser und entdeckte, als ich stehenblieb und den anderen Kämpfern zusah, Ktesios. Er blendete mich mit einem kleinen Gegenstand, den er zwischen den Fingern drehte.

Jetzt weißt du, an welcher Stelle du kämpfen mußt! sagte der Extrasinn.

Jeder der vierundsechzig Gladiatoren, die mit mir zusammen die Arena betreten hatte, sah den eigenen Tod vor sich. Um nicht zu sterben, um nicht von seinem Kameraden getötet zu werden, mußte er seinerseits töten. Diese Pervertierung des Kampfes, der sich aus Geschicklichkeitsspielen und Dressurakten, vermischt mit Scheingefechten unter Verwendung stumpfer Waffen entwickelt hatte, war kennzeichnend. Und seit dem ersten Spiel in einer solchen Arena hatte sich von Jahr zu Jahr das Schauspiel mehr zu einer blutigen Tragödie entwickelt. Es war nur noch ein sinnloses Gemetzel. Ich ging zurück in den Schatten und sah schweigend und starr vor Wut zu, wie meine Kameraden starben.

Als diese Runde beendet wurde, waren noch zweiunddreißig Männer übrig. Nur wenige von ihnen waren nicht verwundet.

Man erfrischte sie, man verband die Wunden und stillte das Blut.

In der Zwischenzeit wurden die Gefallenen von Männern, die wie *Charon*, der die Toten in den Hades fährt, oder wie *Hermes Psychopompos* verkleidet waren, erschlagen, sofern sie noch Lebenszeichen von sich gaben.

Wir warteten eine Zeitlang ...

Wieder erschollen die Fanfaren. Neros und Marcus' Aufmerksamkeit würde sich auf mich konzentrieren, denn ich war der größte Mann der zweiunddreißig, die jetzt gegeneinander antraten.

Kaum hatten wir in einer langen Doppelreihe Aufstellung genommen, begann das Publikum zu toben.

„*verbera!*“

„*Schlag ihn!*“

„*igula!*“

„Töte ihn!“

Der Instruktor mit seinen *lorarn* erschien. Diese Männer trugen lange Peitschen und verhinderten, daß nur Scheinkämpfe geführt wurden. Ich stand einem Thraker gegenüber, der augenblicklich einen stürmischen Angriff vortrug. Ich mußte ihn mit seiner eigenen Waffe schlagen und faßte das leichte Schwert wie einen Dolch. Unsere Schilde krachten gegeneinander. Die blitzenden Schneiden zischten durch die Luft, und ich erhielt einen langen, dünnen Kratzer auf dem Oberarm. Wieder trafen wir aufeinander, wieder starrten sich unsere Gesichter an, wieder trennten wir uns. Dolch und Schwert trafen auf die Schilde, rutschten ab, wurden wieder zurückgezogen und züngelten wie Schlangen. Eine ganze Zeitlang ging der Kampf unentschieden hin und her. Wir waren ausgeruht, und unsere Reaktionen waren blitzschnell.

Ganz langsam dirigierte ich den Kampf in die Nähe des Arenarandes, dorthin, wo ich Ktesios gesehen hatte.

Schließlich, als der Thraker direkt in die Nachmittagssonne sah, schmettete ich ihm den Schild gegen den Oberarm. Seine gelähmten Finger ließen den Dolch fallen. Ich sah den Ausdruck des Erschreckens in seinem Gesicht und haßte mich selbst, aber ich stieß zu. Das Gesicht verwandelte sich binnen einer halben Sekunde von einer Maske der grauen Furcht in die der Todesahnung, in eine schmerzverzerrte Fläche und in das friedliche Gesicht dessen, der jenseits ist. Langsam ging ich an meinen Platz zurück. Ein Auspeitscher hob die Peitsche und drohte mir mit der Faust. Ich wirbelte herum, holte aus und warf ihm den Dolch des Gefallenen in den Oberarm.

Dann steckte ich den Kopf ins Wasser und erholte mich. Sechzehn blieben übrig.

Acht Paare, die gegeneinander antraten. Dieses Mal stand mir ein Kämpfer gegenüber, der auch Rundschild und Schwert trug. Ich kannte ihn nicht; es war ein kleiner bulliger Mann mit wirren schwarzen Locken, die überall unter dem Helmrand hervortraten. Wir begannen zu kämpfen.

Eine halbe Stunde lang ging der mörderisch schnelle und harte Kampf. Ich begann langsamer zu reagieren - ich spürte die Müdigkeit. Zwar regenerierten sich meine Kräfte schneller durch die Wirkung des Aktivators, aber ich mußte trotzdem höllisch aufpassen. Jetzt wandte ich alles auf, was ich in den langen Jahren gelernt hatte. Die Kampftechnik mit dem römischen Kurzschwert war nicht sonderlich schwierig; diese Waffe ließ nur eine begrenzte Menge von Schlagvariationen zu. Ich wich also auf früher gelernte Tricks aus. Die Schwerter klirrten gegeneinander. Die Schilde dröhnten, und die Treffer setzten sich durch die Arme bis in das Rückgrat fort. Schließlich, nach einem rasenden Wirbel, stolperte mein Gegner, und als er fast waagrecht an mir vorbeirannte, schlug ich ihm das Schwert in den Nacken. Noch im Sterben versuchte er, mit letzter Kraft, mehr mit einem Reflex, den er noch im letzten Moment seines Lebens ausführte, mir sein Schwert in den Unterleib zu stechen. Ich entging diesem tödlichen Stich nur, indem ich eineinhalb Meter in die Luft sprang und mich seitlich abrollen ließ.

Wieder war ein Waffengang vorüber.

Vier Paare.

Die Arena wurde abermals gesäubert. In den Rängen schnellten die Wetten hoch. Sie wetteten auf mich - und ich war sicher, daß Ktesios ein kleines Vermögen allein riskiert hatte, um ein weitaus größeres Vermögen zu gewinnen. Wenigstens ein Mensch, der mir voll vertraute.

Ein nach Neros Meinung lustiges Zwischenspiel begann.

Mit Männern besetzte Elefanten kämpften gegen Tiger und Löwinnen. In den Türmen der Giganten saßen fremde Söldner mit Pfeil und Bogen. Sie schossen Brandpfeile, deren glühendes Holz und spritzendes Pech die Raubtiere wahnsinnig machte. Eine Stunde lang, in der wir acht Überlebenden Zeit hatten, uns zu erholen, trompeteten die verwundeten Elefanten, flogen die Raubtiere, von Rüsselschlägen und von Stoßzähnen, denen man

messerähnliche Fortsätze angebunden hatte, getroffen, durch die Luft und wälzten sich sterbend im Sand, wurden von den Tritten der schreienden Elefanten zermalmt. Der Sand verwandelte sich in ein Gemenge aus trocknendem Blut, Fleischfetzen und Pelz, brennenden Flächen und zertrampelten Waffen, Tieren und Menschen.

Es war ein Inferno.

Und in dieser Sekunde, als ich mir voll bewußt wurde, wo ich mich befand und was ich eigentlich tat, riß etwas in mir. Ich fühlte, wie mein bewußtes Denken und meine letzte Beherrschung, der Rest Zurückhaltung und Überlegenheit vergingen. Eine Art Bluttausch erfaßte mich. Eine Übersprungsreaktion, die mich davor bewahrte, wahnsinnig zu werden. Ich kannte nichts mehr: keine Furcht, keinen Haß, keine Todesangst. Ich dachte weder an Ktesios noch an Nero, noch an Marcus oder Lalaga. Ich war halb wahnsinnig, und dieser Zustand begann, als ich meinem neuen Gegner in die Augen sah.

Ich griff an, kaum daß wir Aufstellung genommen hatten. Die Auspeitscher hielten von mir einen respektvollen Abstand.

Töte ihn! Verbrenne ihn! Vernichte ihn! schrien die Römer.

Ein einziger, gewaltiger Chor aus Zehntausenden von Stimmen.

Ich schlug wie ein Rasender um mich.

Wäre mein Gegner nicht am Ende seiner Kräfte gewesen, hätte er meine Reaktionen besessen, er hätte mich nach zehn Schlagwechseln töten können. So schlug ich eine Anzahl dreieckiger Kerben aus seinem Schild heraus, trennte den Helmbusch von dem genieteten Metall, kerbte eine Beinschiene tief ein und führte einen Hieb gegen sein Schwert, das auseinanderbrach. Eines der Bruchstücke bohrte sich dreißig Meter entfernt wie ein Meteorit in den Sand.

Mit dem nächsten Schlag trennte ich ihm den Kopf von den Schultern.

Zwei Paare.

Diesen Mann kannte ich genau. Wir hatten eine Stunde lang gesprochen, nachdem wir auf der Massagebank nebeneinander lagen. Er ahnte, in welchem Zustand ich mich befand. Einmal, als ich mit einem wahnsinnigen Hieb sein Netz in drei Stücke schnitt, schrie er leise: „Du bist irrsinnig, Parther! Öffne die Augen!“ Ich antwortete nicht. Sein Dreizack bohrte sich neben meinem Kopf in den Sand, als ich stolperte. Der Rest des Netzes hatte sich um meinen Knöchel geschlungen, und ein kurzer Zug daran ließ mich fallen. Noch im Liegen holte ich aus und kappte den Schaft der Waffe. Als er mir das Holz mit aller Kraft auf den Helm schlug, ließ ich den Schild fallen, zog den Gegner an den letzten Maschen des Netzes zu mir heran und rammte ihm das Schwert zwischen den Platten der Rüstung durch den Körper. Er brach tot über mir zusammen.

Knirschend rissen die Riemen der Rüstung. Ich wälzte mich zur Seite, warf das nutzlose Metall von mir und blieb stehen, nur das Schwert in der Hand.

Ich dachte an nichts mehr. Nur an eines:

NERO WIRD NOCH HEUTE STERBEN! Der Circus war eine einzige Hölle. Zur Hälfte in der Sonne, zur anderen im Schatten, verwandelte er sich in einen brodelnden, siedenden Kessel der Leidenschaften. Die Römer tobten. Sie schrien sich die Kehlen wund. Überall hoben sich die Hände mit den Daumen nach oben. Sie baten den Cäsar, mich wegen meiner Tapferkeit zu begnadigen. Aber außer mir stand noch ein einziger Gladiator, der letzte Überlebende des langen Nachmittags des Todes, auf dem Sand.

Fanfare: Der letzte Waffengang.

Rings um uns lagen die Leichen. Selbst der Instruktor und die Auspeitscher begriffen, daß sie nichts mehr zu tun hatten. Ein Hexenkessel entfesselte sich, während wir miteinander kämpften. Meine Schwäche war wie weggeblasen. Ich schlug um mich und tötete den Mann nach einem Schlagwechsel, während dem ich ihn zweimal über die Länge der Arena trieb. Er wehrte sich mit einem Mut, der blanke Todesverachtung bedeutete, aber ich wollte dem grausigen Kampf ein Ende machen und hatte die Furcht weit hinter mir gelassen.

Ich sah förmlich zu, wie ich kämpfte. Meine Schläge wurden noch schneller, noch ausgefeilter geführt.

Schließlich stach ich ihm in den Hals, er starb schnell.

Ich stand allein in der Mitte der Arena und ließ das Schwert sinken. Erst jetzt merkte ich, daß ich meinen Schild verloren oder weggeworfen hatte.

Vor meinen Augen wallten farbige Schleier und Schlieren.
Zehntausende Hände hoben, sich, den Daumen nach oben.

Alle Augen blickten auf Nero.

Er streckte die Hand aus - den Daumen nach unten. Mein Tod war beschlossen. Ein Bote schien von der Loge ausgeschickt worden zu sein, denn wieder öffnete man die Käfige.

Ich zählte fünf schwarze Panther.

Das Volk schrie protestierend auf. Meine Ohren begannen zu gellen und zu singen. Das erste Tier raste heran, setzte zum Sprung an und federte durch die Luft auf mich zu.

Ich warf mich zurück, hob das Schwert und hieb die Wirbelsäule des Tieres mit einem einzigen Schlag durch.

Vier waren übrig.

Als sich zwei von ihnen auf mich stürzten, hörte ich durch das Dröhnen und Kreischen der Zehntausende ein Geräusch. Dicht vor mir zuckte einer der Panther in der Luft zusammen, schlug zu Boden und überschlug sich. Der zweite sprang direkt in mein Schwert, das ich ihm tief in den Rachen bohrte. Ich stemmte meinen Fuß gegen den Kopf des Tieres, tauchte die Knöchel in das sprudelnde Blut und riß das Schwert heraus. Ein zweites Tier brach einen halben Meter vor mir zusammen; ich warf mich herum und schlug ihm den Kopf auseinander, als es sich noch bewegte. Ktesios hatte mit einem getarnten Dolch geschossen. Er beobachtete mich genau, als der letzte Panther angriff.

Das Tier umkreiste mich lauernd. Wenn nicht die Raubkatze angriff, dann griff ich an. Ich rannte auf den Panther zu, gebrauchte mein Schwert wie einen langen Dolch und versenkte ihn oberhalb des Schulterblattes. Auf drei Beinen versuchte die Katze, grell miauend, davonzuschleichen. Ich sprang ihr in den Rücken, und als sich der Kopf drehte, schlug ich genau zwischen die Ohren.

Wieder ein Geräuschorkan. Ich sah und hörte fast nichts mehr.

Die Römer hielten die Hände nach oben und deuteten mit den Daumen in den Himmel, der klar und wolkenlos war. Immer mehr versank die Arena im abendlichen Schatten. Nero senkte abermals den Daumen. Jetzt pfiffen die Römer ihren Imperator aus. Als ich langsam meinen Kopf drehte, um einer neuen Teufelei wirkungsvoll begegnen zu können, sah ich, wie ein schmales, bronzebeslagenes Tor aufgerissen wurde.

Eine Gestalt in goldener Rüstung stürzte hervor;

Schild, Speere und Schwert in den Händen. „Marcus Vinicius!“ flüsterte ich heiser. Er rannte auf mich zu, blieb zwanzig Meter von mir entfernt stehen und rammte einen Speer vor sich in den blutigen Sand. Ich schrie ihn an:

„Das ist dein Tod!“

Er holte aus und schleuderte unter dem ohrenbetäubenden Lärm der Römer den ersten Speer nach mir. Ich schlug ihn mit dem Schwert zur Seite, und die Waffe wirbelte brummend durch die Luft. Langsam ließ das Lärmen nach. Ich registrierte, während er wütend und halb irre vor Angst und Wut den zweiten Speer aus dem Boden riß und ausholte, daß sich eine fürchterliche Stille auszubreiten begann. Der Speer zischte durch die Luft, wurde wieder abgefangen und fiel in zwei Stücken in den Sand. Dann hob Marcus den Schild und rannte auf mich zu. Ich ließ ihn bis auf zwei Meter herankommen, dann wich ich rasend schnell zur Seite aus und führte einen waagrechten Schlag durch die Luft. Die messerscharfe Klinge des Arkonstahles traf den Helm unterhalb der Fassung für den Helmbusch. Es gab ein weithin klingendes Geräusch, als der Riemen riß, Marcus zusammenzuckte und der Helm von seinem Kopf flog und wie ein Ball durch die Arena rollte.

Der Mann warf sich herum, hob das Schwert und griff an.

Ich atmete tief ein und aus und legte alle Kraft in den nächsten Schlag. Ich fühlte den Hieb bis in die Lendenwirbel hinein, als die Schneide den römischen Schild mit einem einzigen Hieb zu zwei Dritteln spaltete. Marcus heulte auf, als die Spitze seinen Unterarm abschnitt. Der zerstörte Schild fiel zu Boden, und aus der klaffenden Wunde schoß das Blut.

„Du stirbst. Hier, vor den Augen der Römer!“ keuchte ich stockend.

Inzwischen hatte auch der letzte halbblinde Bettler auf der Galerie gemerkt, daß es hier um weit mehr ging als um einen Kampf zwischen zwei Männern. Marcus hob den Schwertarm, und wieder führte ich einen waagrechten Hieb. Die Schwertspitze trennte seine Hand halb auseinander. Sein Schwert summt böse an meinem Kopf vorbei und fiel klirrend auf eine

liegendegebliebene Waffe.

Marcus schrie auf, drehte sich um und floh. Er rannte um sein Leben, auf jene schmale Tür zu, die jetzt aufgerissen wurde. Ich ließ ihm vier Meter Vorsprung, dann holte ich aus und schleuderte das Schwert. Es überschlug sich mehrmals, traf genau mit der Spitze den Panzer, durchbohrte ihn und riß den Brustpanzer auf, als es vorn wieder aus dem Körper des Mannes austrat. Marcus Vinicius fiel auf das Gesicht und blieb zuckend liegen. Ich rannte auf ihn zu, stellte meinen Stiefel auf seinen Rücken und riß mit einem einzigen Ruck die Waffe aus dem vergoldeten Eisen heraus.

Dann drehte ich Marcus herum und setzte ihm das Schwert an die Kehle.

Er verdrehte die Augen. Vermischt mit Blut kam Luft aus seinem Mund. Dann röchelte er:

„Du ... mußt ein ... Gott...“

Er starb. Ich dachte an Arria, an Seneca und Lukanus und rannte halb durch die Arena.

Ich blieb unterhalb der Loge Neros stehen und hob meinen Arm. In der Arena war es totenstill geworden. Man hörte nur vereinzelte Löwenschreie.

Nero stand auf, als er meine Absicht erkannte.

Er zitterte am ganzen Körper.

Ich holte aus. Mein Schwert beschrieb einen langen Bogen. Während die Gäste der Imperatorloge schreiend nach allen Seiten flohen, verkroch sich Nero unter seinem Stuhl. Mit dumpfem Krachen bohrte sich der Stahl in die dicke hölzerne Lehne unter den weichen Tüchern. Nero erschien erst wieder mit rotem Kopf und verrutschter Toga, als ich mich umdrehte und langsam auf die Stelle zuing, an der ich die Arena vor einer Ewigkeit betreten hatte. Meine Kleidung war zerfetzt, mein ganzer Körper troff von Blut, meine Wunden schmerzten höllisch. Mich hatte eine Art von Wahnsinn erfaßt.

Totenstille.

Dann hörte ich eine Bogensehne hämmern.

Dicht neben meinem Kopf jaulte ein Pfeil vorbei.

„Sie töten den Parther mit Pfeilen!“ kreischte jemand.

Wieder ein Geräusch. Ich drehte mich suchend um. Aber meine brennenden Augen erkannten nichts. Ein Pfeil fuhr durch meinen Oberarm. Ein anderer traf den Oberschenkelknochen. Ich stolperte. Ein dritter Schlag gegen die linke Schulter. Ein vierter. Dann fühlte ich einen Schlag oder Hieb gegen die Brust und sank ohnmächtig zu Boden. Das letzte Geräusch, das ich wahrnahm, war der krachende Einschlag eines weiteren Pfeiles, der die Innenseite des Schildes traf, auf den ich beim Fallen mit dem Kopf aufschlug.

*

Ktesios sprang auf, als er den ersten Pfeilschuß sah.

Er suchte, die Spitze des tödlichen Dolches in einer Gewandfalte verborgen, nach dem Schützen. Zehn Mann der Garde hoben die langen Partherbögen und feuerten von verschiedenen Stellen aus auf Askhan, der dort unten stolperte und strauchelte.

Ktesios handelte rasend schnell.

Er vertauschte die beiden Dolche und feuerte einen vollen Strahl auf seinen Freund ab. Gerade, als der letzte Pfeil den geschundenen Körper traf, sackte Askhan bewußtlos zusammen.

Ktesios, dessen Augen wie rasend umhergingen, konnte im Augenblick nichts tun.

Er sah zu, wie man den toten Marcus Vinicius hinausschleppte. Er hörte, wie das Volk von Rom den Cäsar auspfiff, die Fäuste schüttelte. Er sah, wie Nero in Eile die Loge räumte und verschwand.

Neben ihm sagte ein hyrkanischer Mädchenhändler, der wie ein Vieh nach Knoblauch stank:

„Nero ist als Cäsar erledigt. Kein Imperator kann es sich leisten, sich unter einem Stuhl zu verkriechen. Du hattest recht, Freund - dieser Parther ist mehr wert als eine Legion. Hier hast du deine sechstausend Sesterzen!“

Geschickt verbarg Ktesios die Dolche und sammelte seine Wettgewinne ein. Er war ein steinreicher Mann, auch an den veränderten Maßstäben der Inflation gemessen. Er sah, wie ein Gespann kam und Askhan an den Knöcheln hinausschleifte. Wären die Männer mit den Hämmern gekommen, hätte Ktesios sie töten oder lähmen müssen.

Er wußte:

Der Plan hatte vollen Erfolg gehabt.

Nero war in den Augen aller Römer ein feiger Tyrann, und die Ächtung durch den Senat war lediglich eine Frage von Tagen oder jedenfalls kurzer Zeit.

Er stand auf. Was konnte er tun?

Heute nacht würde er hier eindringen und Askhan herausholen.

Er verließ das Bauwerk mit Tausenden von Römern, deren einzige Gesprächsthemen die Feigheit des Wahnsinnigen waren und dieser unvergeßliche Gladiator aus dem Land der Parther.

Die Nacht kam über ein Rom, das innerlich fieberte und zum Tyrannenmord bereit war.

*

Das erste, was ich wahrnahm, war rätselhafterweise nicht der rasende Schmerz, die Ahnung des nahen Todes, sondern die Fliegen. Sie krochen auf mir herum, in der Nase, auf den Lippen, in den Ohren. Es stank, und das Summen machte mich wach. Dann kamen die Schmerzen. Ich tastete hilflos um mich und stellte fest, daß ich fast auf der Spitze eines Leichenberges lag. Hunde fraßen am Fleisch, und es stank ekeleregend.

Leichenberg. Ich war tot? Nein. Ich lebte noch. Ich fühlte die angebrochenen Schäfte der Pfeile. Sie saßen tief und fest in meinem Fleisch. Mein Körper war eine einzige Zone des Schmerzes. Aber der Aktivator würde mir helfen.

Mein Extrasinn schwieg.

Ich bewegte den Arm und schrie auf. Ich konnte meine Stimme kaum hören, weil geronnenes Blut meine Ohren verstopfte. Blut floß auch aus meinem Mund, als ich den Kopf hob und nach dem Aktivator suchte.

Als ich wußte, daß er nicht mehr um meinen Hals lag, wurde ich ohnmächtig vor Schrecken.

*

Wieder erwachte ich.

Wo war der Aktivator? Wieviel Zeit war vergangen, seit ich ihn nicht mehr trüg? War ich schon allein deshalb zum Tod verurteilt?

Ich stützte mich auf, bewegte meine Beine und brach dabei einen Pfeil ab. Der Schmerz ließ mich aufheulen. Salziges Sekret lief aus den Augen. Ich rollte langsam den Leichenberg hinunter und prallte auf den Boden des kleinen Hofes. Ein geisterhaftes Vollmondlicht lag über der Mauer und auf den Gliedern, Köpfen und Leibern, spiegelte sich in den blicklosen Augen der Leichname.

Hatte man ihn mir gestohlen?

Ich zwang meine Gedanken zur Ordnung. Ich erhob mich auf Ellbogen und Knie und fühlte wieder die langen Wellen der stechenden Schmerzen. Mein Herz schlug schwach.

Hatte jemand den Aktivator gestohlen?

Nein, meldete sich der Extrasinn. *Er sah aus wie ein rostiges Amulett!*

„Wer hat das gesagt?“ lallte ich und spuckte geronnenes Blut aus. Mein Schädel schien eine einzige Wunde zu sein, innen und außen. Ich schleppte mich fünf Meter weit und erkannte im Mondlicht die Spuren der Maultierhufe und eine einzige Schleifspur, die jünger war als alle anderen und die anderen kreuzte. Meine Spur.

Sie hatten mich an den Füßen hinausgezerrt.

Meine Finger krallten sich in den Sand und zogen acht Furchen hinein. Ich ließ den blutverkrusteten Sand hinter mir, als ich mich auf Ellbogen und Knien weiter tastete. Weiter. Weiter. Noch einen Meter. Ich brach keuchend zusammen und fiel mit dem Gesicht in den Sand. Er knirschte in den Zähnen und machte die trockene Zunge noch rauher.

„Weiter, Atlan ...“, sagte ich zu mir. Ich schaffte es bis zur Heil-Dunkel-Grenze. Dort draußen verwandelte das Mondlicht die leere Arena in einen See mit bleierner Oberfläche. Meine Gedanken begannen abzuirren und sich in der kosmischen Weite zu verlieren.

Weiter! Du mußt das Gerät finden! sagte der Extrasinn.

Ich kroch weiter wie ein Wurm. Nichts anderes war ich. Ein einzelner, der sich gegen ein Imperium stemmte, nur mit den Waffen dieser Barbaren. Ich haßte sie. Ich verfluchte, während ich wie ein halbtoter Hund durch den Sand kroch, meiner eigenen Spur nach, den Planeten und die Barbaren. Ich würde sie in ihrer eigenen Niedertracht ersticken lassen.

Ich konnte nicht einmal schwitzen.

Ich weinte, als ich weiterkroch.

Wieder fünf Meter. Hinein in das Mondlicht. Weiter entlang der Spur. Sieh zu, daß du deine Lebensgarantie findest. Laß den Sand durch deine Finger gleiten und siebe ihn, bis sich das Band aus unzerreißbarem Leder in den Fingern fängt oder du an die abgeschliffenen, abgewetzten, abgenutzten, eisernen, weißen ... ich fiel zusammen und brauchte lange, um mich wieder zu erholen. Unablässig hämmerte mein Extrasinn die Befehle in meinen Verstand.

Zehn Meter.

Ein weiterer Kraftakt. Die Wunden brachen auf, das Blut lief wieder und vermischte sich mit Sand.

Weiter.

Ich kroch auf der Seite und schob mich mit dem unverletzten Bein weiter wie ein Frosch, dem man ein Bein ausgerissen hatte. Weiter in der Schleifspur. Der Sand war noch warm. Ich fand Steine in ihm, Strohhalme und einen Splitter von einem Elefantenstoßzahn.

Dann, als ich abermals zusammenbrach, riß eine scharfe Kante meine Wange auf.

Der Schmerz brachte mich wieder zu mir. Meine Finger tasteten hilflos umher und verfangen sich in einer Schnur, einem Band ... Ich zog die rechte Hand durch den Sand und sah das Amulett.

Um den Hals! Schnell! Die Zeit! dröhnten die Hammerschläge des Extrasinnes durch mein Bewußtsein.

Ich schaffte es irgendwie, mich aufzurichten.

Ich nestelte die Lederschnur über meinen Kopf. Der getarnte Zellschwingungsaktivator rutschte zwischen die blutgetränkten, sandverkrusteten Fetzen an seinen alten Platz. Kaum hatte das kalte Eisen die Brust berührt, begann auch schon der Prozeß der Regeneration.

Der Aktivator leitete diesen Prozeß ein, indem er mich in einen tiefen Schlaf versenkte.

*

Niemand sah, wie der kleine Syrer den schweren Gleiter im Sand der Arena landete. Die Schale schwebte dicht über dem Boden, verborgen im Schatten. Als Ktesios seinen Freund nicht aus dem Haufen der Leichen fand, betrachtete er die Spuren im Mondlicht und eilte dann hinaus in die Arena. Nach vierzig Schritten ließ er sich auf die Hacken seiner Stiefel nieder, hob den schlaffen Körper des Freundes auf die Arme und legte ihn vorsichtig auf einen Stapel römischer Mäntel, die er aus einem Magazin des Palastes gestohlen hatte. Dann warf er den Beutel mit Goldmünzen vom Nebensitz und startete das Gefährt wieder.

Je länger er mit diesem zauberischen Ding umging, desto mehr gehorchte es ihm.

Trotzdem flog er beinahe gegen einen Bronzebogen des Circus, als er den Gleiter drehte und davonschwebte.

Er grinste, als er an das Schwert dachte, das noch immer im Holz des Thronsessels steckte.

Aber seine Miene wurde schlagartig ernst, als er an seinen halbtoten Freund auf den Mänteln dachte.

Zuerst holte er Lalaga ab.

Dann verluden sie den Rest der Ausrüstung.

Schließlich flogen sie zu einem Ziel, das ihnen Askhan angegeben hatte.

Dort waren sie allein.

Und dort würden sie auch daran denken können, den Freund gesund zu pflegen.

Straßen, die ein genaues Abbild des Sandes der Arena sein konnten - überall lagen bewegungslose Körper. Aber die gesamte Stadt schien unter einem feinen Schleier zu liegen.

„Und Ihr Erfolg, Lordadmiral?“ fragte sie nach einer Weile. Sie spürte direkt körperlich, wie sich der Mann neben ihr sträubte, weiterzusprechen. Vor drei Stunden war er aus seiner Trance erwacht und hatte beinahe einen Anfall erlitten, als er den Haufen der achtlos übereinandergeworfenen Leichen gesehen hatte.

„Unwichtig!“ sagte Atlan.

„Er kann nicht unwichtig gewesen sein“, beharrte sie. „Ein solcher Einsatz, eine solche Aktion muß doch von einem gewissen Erfolg gekrönt worden sein.“

Atlan murmelte undeutlich.

„Nero starb.“

„Wann und woran?“

„Sechzig Tage später. Ich konnte damals gerade wieder meinen Arm aus der Schlinge nehmen.“

Sie gingen weiter.

Unter ihren Sohlen wirbelte der feine, weiße Staub auf. Eigentlich war er gar nicht weiß, sondern leicht grünlich. Er lag auf dem Straßenbelag und auf der Kleidung und den Gesichtern der Siedler. Er fiel beim leisesten Windhauch von den Blättern der Bäume und von den Gesichtern und Schultern der Figuren und Skulpturen neben ihnen. Es begann Abend zu werden; die Sonne senkte sich über die Säulen des Forums.

„Wie starb er?“ fragte Areosa.

„Müssen Sie es wissen?“ erkundigte sich Atlan gereizt.

Er fühlte sich in einem Maß erschöpft und ausgelaugt, wie er es schon seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hatte. Aber dann sagte er sich, daß auch seine Erinnerung unter einem Effekt litt - nein, nicht eigentlich litt, denn *leiden* konnte man es nicht nennen, sondern es war wesentlich mehr eine Erleichterung als eine Beschwernis -, der ihm als „Erinnerungsverklärung“ vertraut war. Jedes Ereignis, das eine gewisse Zeitspanne weit zurücklag, verwandelte sich langsam. Die Quellen der bedrückenden Erinnerungen verloren an Schrecken und an Intensität. So auch die Erinnerungen an das verdammte Rom, die Dirne unter den Städten, an den Moloch und den Oktopus, der seine Krakenarme in alle Richtungen der Welt ausgestreckt hatte.

„Ich wüßte es gern“, sagte sie. „Schließlich glaube ich, ein Anrecht auf diese letzte Auskunft zu haben.“

Er wandte ihr sein scharfgeschnittenes Gesicht zu. Sie versuchte, es sich unter einem römischen Helm vorzustellen.

„Warum gerade Sie?“

„Weil ich es war“, sagte sie und bürstete ihm mit der Hand etwas von diesem Staub von der linken Schulter, „die einen Tag lang mit Ihnen vor einem Leichenkeller hockte und sich alles anhörte.“

Atlan sagte kurz:

„Nero ließ sich am ersten Juni des Jahres achtundsechzig, errechnet nach den Daten der späteren historischen Forschung, von einem seiner Vertrauten nach einem geglückten Aufstand in Gallien die Kehle durchschneiden. Ein trübes Kapitel der Menschheitsgeschichte ging damit zu Ende. Aber das alles hatte natürlich nicht den geringsten Einfluß auf die Probleme dieses barbarischen Planeten und erst recht nicht auf meine Probleme.“

„Ich verstehe!“ sagte sie leise.

„Sie verstehen sicher nichts“, erwiderte Atlan, „aber auch das ist unwichtig. Es ist nur wichtig, daß sie in unseren Schiffen das Gegenmittel synthetisiert und ausgesprüht haben.“

Sie gingen weiter auf das Forum zu.

Dort stand auf einem freien Platz die Jet, mit der sie gekommen waren. Einzelne Gruppen des medizinischen Personals waren zu sehen. Ein paar von ihnen sahen Atlan und der jungen Frau entgegen und winkten.

„Ktesios?“ erkundigte sich Areosa. „Was geschah mit ihm?“

Er schüttelte energisch den Kopf.

„Ich möchte nicht darüber reden“, beharrte er.

„Ich ... und Lalaga?"

„Kein Kommentar!" sagte der Arkonide wortkarg. Er grinste nicht einmal. Areosa drehte sich halb um und schaute in sein Gesicht. Für einen kurzen Moment trafen sich ihre Augen. Die junge Frau erkannte das Problem des Lordadmirals.

Die Erinnerung an Rom hatte ihn, obwohl sie gegenwärtig war, schwer getroffen. Er hatte sich niemals gern an diese nutzlose und erfolglose, schreckliche und blutrünstige Zeit erinnert. Vor einigen Stunden hatte ihn die Parallelität der Vorgänge zu der Preisgabe jenes tief verborgenen und verdrängten Geheimnisses förmlich gezwungen, und die Enttäuschung und Scham hatten wieder Gewalt über ihn bekommen. Atlan fürchtete sich vor solchen Erinnerungen. Und er würde ihr, die Zeugin der Vorgänge geworden war, kein besonders großes Wohlwollen entgegenbringen, denn sie hatte sozusagen neben ihm gestanden, als er Teilnehmer des gräßlichen Gemetzels in der Arena war, eines von vielen in diesem Sand.

„Jedenfalls sind wir hier in Sicherheit. Wir werden gleich Näheres von unseren Freunden hören!" sagte Areosa.

Der Sonnenuntergang übergießte das Forum und die angrenzenden Gebiete mit Licht und Schatten. Eine blutrote Scheibe senkte sich hinter die Kolonnade. Riesige Balken aus Schatten lagen auf dem weißen Stein. Überall waren USO-Teams an der Arbeit, unterstützt von einem unabsehbaren Heer kleiner Medorobots.

„Ja. Wir sind in Sicherheit. Hoffentlich haben sie viele der Siedler retten können", erwiderte der Arkonide abwesend.

Er ahnte, daß der Sieg in letzter Sekunde gekommen sein mochte, entweder durch die Auskunft des riesigen Hirnes NATHAN oder durch die bordeigene Virusforschung. Alles andere - also die Hauptmenge der Arbeit - verlief nach einem unzählige Male durchgearbeiteten und bewährten Schema. Man führte eine Massenimpfung durch, nachdem man die Gegend entsprechend neutralisiert hatte.

Vermutlich waren sie beide angesteckt, aber das ließ sich binnen Minuten ändern. Sein Aktivator würde mit derselben Sicherheit, wie er das Gift neutralisiert hatte, auch das Virus außer Kraft setzen.

„Ich kann nicht mehr!" sagte Atlan plötzlich und blieb stehen. Er lehnte sich an den Sockel einer Plastik und setzte sich dann schwer auf ein zierliches Geländer aus verschlungenen Elementen.

Er sah Areosa lange an, dann schüttelte er, wie um die Erinnerungen loszuwerden, den Kopf.

„Ich will nicht mehr!" sagte er wiederholend.

„Ich kann es verstehen", erwiderte sie. In Wirklichkeit wußte sie, daß ihr ein Großteil der Gedankengänge für immer verschlossen bleiben würde. Niemand konnte mit der Erinnerung aus zehntausend Jahren und aus zahllosen Erlebnissen wie den eben geschilderten so leben wie ein Mensch; normal und unbelastet. Die grausigen Vorkommnisse in Rom hatten etwas in Atlan geweckt und an die Oberfläche seiner Gedanken gespült. Immer wieder die Barbaren. Immer wieder die fruchtlosen Versuche, dem Planetengefängnis zu entfliehen und eine Passage nach ARKON zu finden. Und das bis zu dem Augenblick, da Atlan Perry Rhodan traf - oder umgekehrt.

Atlan hielt den Atem an.

Plötzlich fuhr ein stiller, langanhaltender Windstoß über das Forum und die Stadt hin. Eine gigantische Wolke erhob sich. Ein Regenschauer ergoß sich über alles. Er kam aus einigen unglaublich hoch schwebenden Wolken, ohne daß es ein einziges Mal geblitzt hätte.

Dies, schwor er sich, würde die letzte seiner Erinnerungen sein. Er wollte und konnte nicht mehr. Nicht die Erschöpfung; das war unwesentlich und verging nach ein paar Stunden. Sondern die Einsicht der totalen Nutzlosigkeit. Und schließlich war es immer wieder dasselbe: Er erwachte, erlebte seine großen Enttäuschungen und kleinen Triumphe, liebte eine oder mehrere der Barbarenfrauen und kehrte immer wieder in einem geschlossenen Kreislauf zurück in sein unterseeisches Gefängnis.

Die Bauwerke, Säulen und Brunnen schienen ein eigenes Leben zu entwickeln. Überall bewegten sich jetzt die Menschen. Auch die noch nicht Infizierten verließen ihre Verstecke und kamen näher. Atlan glaubte, einen fernen Klang zu hören wie von einem gigantischen Instrument. Aber er täuschte sich, vermutlich war dies nur der tobende Schmerz seiner Gehirnwindungen.

Als der Regen nachließ und die gezüchteten Kulturen hinwegwusch, die Erde damit tränkte und das weiße Pulver auflöste, wußte er es genau.

Niemals wieder würde er sich dem Risiko aussetzen, sich wieder zu erinnern. Erinnern zu müssen.

Er haßte seine Erinnerungen.

Und verdammt diejenigen, die zugehört hatten, wie er ameisenhaft und emsig versuchte, ohne jeden Erfolg die Geschichte zu verändern.

Sie alle beendeten ihre Arbeit auf Tinami, begruben die elftausend Toten und flogen nach angemessener Zeit wieder davon.

ENDE